



Baßner Heimatblatt



Dezember 2013

11. Ausgabe



Inhaltsverzeichnis

	<i>Seite</i>
<u>Grußwort</u> , Michael Hermann	3
<u>Predigt</u> , Pfr. Reinhold Schullerus	4
 <u>Berichte</u>	
<i>Heimattag in Dinkelsbühl 2013</i> , Monika Sifft	
<i>Reisebericht China im März 2013</i> , Kirsten Hermann	
<i>Bericht aus Baaßen</i> , Albert Binder / Michael Hermann	10
<i>Die Erinnerung ist ein Paradies...</i> , Sigrid Sifft	12
<i>Klassentreffen – Eine Erzählung</i> , Hans Wagner	14
<i>De Laift zer Himet</i>	15
 <u>Erzählungen von Landsleuten</u>	
<i>Hochzeit</i> , Dr. Michael Kinn	16
<i>Weinherstellung in Baaßen</i> , Johann Herberth	25
<i>Die Gottesanbeterin</i> , Christine Franck	37
<i>Ein Pfingsturlaubstag in Baaßen</i> , Michael Hermann	45
<i>Familienchronik</i> , Maria Zwygart-Gotterbarm	49
<i>Det Kokesch schloun</i> , Elke Depner	52
<i>Der Atem der Erde</i> , Hans Hermann	54
<i>Der Neujahrswunsch</i> , Katharina Binder	56
 <u>Familienereignisse</u>	
<i>Geburtstagsgruß</i>	57
<i>Jubilare</i> , Michael Hermann	58
<i>Danksagungen</i>	59
<i>Wir gedenken unseren Verstorbenen</i> , Michael Hermann	60
 <u>Baaßner Heimatortsgemeinschaft e.V.</u>	
<i>Spendenliste</i> , Anna Binder	61
<i>Kassenbericht</i> , Anna Binder	64
 <u>Sonstiges</u>	
<i>Adressenänderungen</i>	65
<i>Wichtige Adressen</i>	67
<i>Siebenbürgische Einrichtungen</i>	68

Grußwort des Vorstandes

*„Hänge nicht der Vergangenheit nach,
verliere dich nicht in der Zukunft,
das Leben ist hier und jetzt!“
Budda*

Liebe Baaßnerinnen, liebe Baaßner, liebe Freunde,

es ist eine gute Tradition, zum Jahresende Rückschau zu halten, Bilanz zu ziehen, aber gleichfalls einen Blick auf das neue Jahr 2014 zu richten. Bis Neujahr ist es nicht mehr weit, das alte Jahr ist wieder wie im Fluge vergangen. Jetzt gönnen wir uns einige Minuten, um zurück zu schauen. Viele von uns können auf freudige Ereignisse zurückblicken und mit großer Zufriedenheit und Dankbarkeit das Jahr beenden. All jene, für die das ablaufende Jahr kein erfreuliches Jahr war, möchte ich ermuntern, die kommenden Monate mit neuem Mut, Zuversicht und Optimismus anzugehen. Ich nehme diesen Jahreswechsel aber auch wieder zum Anlass, mich persönlich und im Namen der HOG Baaßen e.V. bei allen Helfern, Unterstützern und Freunden, die sich mit großem Engagement und Willenskraft für unsere Aktivitäten einsetzten, auf diesem Wege zu bedanken.

Erwähnen möchte ich, dass auch in diesem Jahr die Heimatortsgemeinschaft Baaßen wieder aktiv und nahe am Geschehen in der alten Heimat war. Zu den Themen auf unserer Aufgabenliste kann ich berichten, dass wir im „Großen und Ganzen“ unsere Ziele nur teilweise erreichen konnten. Sehr gut verliefen die Friedhofsarbeiten. Die Restauration der Orgel geht auch schrittweise voran, so dass laut Herrn Hermann Binder (Orgelbauer) diese Arbeiten im nächsten Sommer abgeschlossen werden können. Bei dieser Gelegenheit will die HOG eine „Einweihungsfeier“ zu Gunsten der neu restaurierten Kirchenorgel in Baaßen organisieren. Auch die Kirche und der Kirchhof sind gut gepflegt und die vielen Besuchergruppen, die im Laufe der Sommerzeit unsere Burg besichtigten, konnten einen positiven Eindruck mitnehmen.

Mit Bedauern muss ich bekannt geben, dass auch in diesem Jahr die Konsolidierungsarbeiten an der Frontseite des Pfarrhauses nicht gemacht wurden und die Stützmauer-Arbeiten im Keller dieses

Hauses lassen auch noch auf sich warten. Ebenso ist der nord-westliche Teil der Ringmauer oder genauer gesagt - der Mühlgasse zu - sehr reparaturbedürftig.

An dieser Stelle möchte ich an unser Bewusstsein appellieren, dass zur Zeit die ehemaligen aktiven Mitglieder eine hohe Altersstufe erreicht haben und oft die nötige Arbeitskraft fehlt. Weiterhin möchte ich berichten, dass wir „Vorstandsmitglieder“ uns im letzten Jahr 3 bis 4 Mal getroffen haben, um organisatorische Themen zu besprechen. Allen Mitgliedern ein Dankeschön für Zeit und Einsatz.

Am 25. - 27. Oktober 2013 fand in Bad Kissingen die 17. HOG-Tagung statt und Baaßen wurde durch meine Anwesenheit vertreten.

Viele Aufgaben kommen auch 2014 auf uns zu. Hier denke ich an unser Baaßner Treffen in Dinkelsbühl am 26. und 27. April 2014. Am ersten Tag unseres Treffens finden diesmal im Anschluss an die offizielle Begrüßung die neuen Vorstandswahlen statt. Am folgenden Tag unseres Treffens wird um 9.00 Uhr der Gottesdienst von Herrn Pfarrer Johann Hermann (Baaßen) in der Heiligen Geist Kirche abgehalten. Die musikalische Begleitung durch den Gottesdienst, sowie ein kurzes Orgelkonzert, übernimmt Frau Ilse Maria Reich. Hierzu laden wir alle herzlich ein.

Weiterhin findet in der zweiten Jahreshälfte, genauer gesagt am 09. und 10. August 2014, unsere Feier zur Orgeleinweihung in der alten Heimat statt. Es ist uns bewusst, dass dieser Anlass zeitlich und finanziell eine Herausforderung wird, aber durch eure rege Teilnahme werden diese Ausgaben bestimmt mit einem unvergessenen, schönen Erlebnis belohnt.

Die erwünschten Informationen und den detaillierten Programmablauf zu diesen Treffen finden Sie in den einzelnen Einladungen.

In diesem Sinne wünsche ich allen Landsleuten, Lesern und Freunden ein frohes, besinnliches und von Gott gesegnetes Christfest. Zum Jahreswechsel viel Kraft, Elan und besonders Gesundheit bei der Bewältigung der vielfältigen Aufgaben, die das kommende Jahr mit sich bringen wird.

Euer Michael Hermann
Vorstand der HOG Baaßen e.V.

**Andacht für die Gemeinde Baaßen zur
Adventszeit 2013
Pfr. Reinhold Schullerus**

Liebe Gemeinde, liebe Brüder und Schwestern,

wir lesen und bedenken das Wort aus dem Matthäusevangelium, Kap.21. 1-9, wo vom Einzug Jesu in Jerusalem erzählt wird:

1. Da sie nun nahe an Jerusalem kamen, nach Bethphage an den Ölberg, sandte Jesus seiner Jünger zwei
2. und sprach zu ihnen: „Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und alsbald werdet ihr eine Eselin finden, angebunden und ein Füllen bei ihr; bindet sie los und führet sie zu mir!
3. Und wenn euch jemand etwas wird sagen, so sprecht: Der Herr bedarf ihrer! Alsbald wird er sie euch lassen.“
4. Das geschah aber, auf dass erfüllt würde, was gesagt ist durch den Propheten, der da spricht (Sach. 9, 9):
5. „Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Füllen der lastbaren Eselin!“
6. Die Jünger gingen hin und taten, wie ihnen Jesus befohlen hatte
7. und brachten die Eselin und das Füllen und legten ihre Kleider darauf und er setzte sich darauf.
8. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; andere hieben Zweige von den Bäumen und streuten sie auf den Weg.
9. Das Volk aber, das ihm voranging und nachfolgte, schrie und sprach: „**Hosianna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!**“

Diese Erzählung ist uns nicht fremd. Wir kennen sie aus der Schriftlesung vom Palmsonntag, aber dessen ungeachtet, hat sie für uns auch im Blick auf das Christfest ihre Bedeutung. So ist sie in unserer Kirche für den ersten Adventssonntag 2013 vorgesehen.

Christus, der Sohn Gottes, kam als Kind in die Welt der Menschen. Als Erwachsener ging er durch das Land, heilte viele Kranke, erweckte sogar Tote wieder zum Leben. Er predigte wiederholt vor kleineren, aber auch größeren Menschengruppen, die von seinen Aussagen zu- tiefst bewegt wurden. Ihm folgten viele Hörer weite Wegstrecken. Oft

musste er anhalten, mit Menschen sprechen und Kranke heilen.

Die vielen Gleichnisse, die er erzählte, blieben ein reiches Glaubensgut für alle Zuhörer und Leser bis in unsere Zeit.

Das bekannteste ist wohl das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“. Jesu ständige Begleiter waren die zwölf von ihm berufenen Jünger. Sie nannten ihn ihren Herrn und Meister.

Als unser Heiland seine Jünger fragte: „Wer sagt denn ihr, dass ich sei?“, da fand Petrus, der bekannteste Jünger, die Glaubensworte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ (Matth. 16, 16). Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel!“

Der Heiland ging auch oft aus ihrer Mitte und betete für sich allein. Von ihm lernten die Jünger von Herzen richtig beten (Matth. 6, 9-13 und Luk. 11, 2-4).

Wiederholt hatte Jesus zu ihnen von seinem Ende, von seinem Tod gesprochen, aber die Jünger konnten sich das in keiner Weise vorstellen ...

Da unser Heiland wusste, dass sein Ende sich nahte, hat er all sein Reden und Tun auf dieses Geschehen ausgerichtet. Er kannte die Voraussage des Propheten Sacharja, der in die Zukunft blickend, von Jesu Einzug in Jerusalem berichtete (Sach. 9,9).

Die Juden erwarteten den kommenden Messias als einen, der das jüdische Volk von aller Fremdherrschaft befreien würde, „Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen würde.“ (Luk. 24, 21). Jesus kam nicht als Eroberer des Landes, sondern als einer, der den Menschen Frieden bringen wollte. Als die führenden Juden das erkannten, da schrien sie nicht mehr „Hosianna ...!“, sondern nun hieß es „Kreuzige ihn ...!“

Der Esel als Reittier war von frühen Zeiten her in der Bibel ein Zeichen des Friedens.

Und Jesus Christus hat bis zu seinem Tod den Frieden gesucht.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden ...“, sangen die Engel schon bei den Hirten auf dem Felde als Jesus geboren ward.

Wenn wir zu ihm finden können, dann ist unser Weg ein Weg des Friedens in kleinen und großen Dingen. „Friede auf Erden“ ist die Aufgabe des christlichen Glaubens und die Aufgabe der christlichen Kirche auch in unseren Tagen.

A m e n !

Berichte

Heimattag in Dinkelsbühl 2013

Motto: „Wir gehören dazu - Dank und Verpflichtung“

Monika Sifft

Liebe Landsleute, auch in diesem Jahr waren wir an Pfingsten beim großen Festumzug der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl vertreten. Diesmal wurde der Aufmarsch ziemlich nach hinten verschoben, da der Bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer am Vormittag noch andere Termine wahrnehmen musste. Deshalb konnten wir uns bei Deni zum Mittagessen treffen, denn das Wetter war sehr schön und jeder wollte Mici essen. Wie jedes Jahr gab es mal wieder eine lange Schlange, an der wir uns anstellten, um

von Erlebnissen aus Deutschland und ist glücklich, den einen oder anderen getroffen zu haben.

Nach dem Essen stellten wir uns an der Bleiche für den Umzug auf und fanden zwischendurch noch Zeit für schöne Erinnerungsfotos. Es waren mal wieder über 2700 Trachtenträger aus ganz Deutschland vertreten, denen zahlreiche Besucher am Straßenrand zuwinkten. Unsere Gruppe bestand in diesem Jahr aus 46 Trachtenträgern, die diesmal ziemlich schlecht marschierten, da uns die Bläsergruppe fehlte, die eigentlich den Takt angeben sollte. Ohne Musik lässt es sich nicht im Gleichschritt gehen, sodass jeder nach eigenem Rhythmus die mittelalterlichen Straßen rauf und runter ging. „So macht es wirklich keinen Spaß!“, hörte ich einige beanstanden, die hinter mir gingen und ich dachte das Gleiche. Vielleicht können wir



nachher keinen Sitzplatz zu finden. Aber daran sind wir schon gewöhnt und beim Suchen einer Sitzgelegenheit trifft man so manches bekannte Gesicht. Man erzählt sich von vergangenen Zeiten oder

noch ein paar junge Musikanten auf diesem Weg erreichen, die uns einmal in 2 Jahren beim Heimattag unterstützen könnten. Wenn Interesse besteht, meldet

euch bitte beim Vorstandsvorsitzenden Michael Hermann, es würde uns sehr freuen.

„Bayern wäre nicht das Land, das es heute ist, ohne Siebenbürger Sachsen und ohne Heimatvertriebene!“, sagte der Bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer bei der Kundgebung und würdigte den Beitrag der Heimatvertriebenen zu diesem „Gemeinschaftswerk aller Stämme Bayerns“. Die Anwesenheit des rumänischen Außenministers Titus Corlăţean begrüßte Seehofer als „ein Beispiel für europäische Verbundenheit, Dialog, Freundschaft und Partnerschaft“. Der rumänische Außenminister Titus Corlăţean dankte für die Worte des bayerischen Ministerpräsidenten und bekannte sich zu der großartigen Kultur der Siebenbürger Sachsen: „Nicht

nur Sie, die Siebenbürger Sachsen, haben eine große Verantwortung, diese Traditionen zu pflegen, sondern auch die deutschen Behörden und wir in Rumänien!“, betonte der Außenminister. Leider wurden wir in der zweiten Hälfte des Umzugs vom Regen überrascht, sodass alle Reden verkürzt ausfielen und jeder einen Unterschlupf suchte. Die meisten Besucher zog es auf den Siebenbürgischen Markt, um sich noch mit allerlei Spezialitäten für zu Hause einzudecken. Wir zogen uns auch im Auto um und gingen nochmals zum Markt, aber die Baaßner waren schon fast alle weg. Trotzdem war es ein gelungenes Treffen und ich freue mich schon auf das nächste Mal.

Bis dahin alles Gute !!!

Eure **Monika Sifft**

Reisebericht China im März 2013

Kirsten Hermann

Mitte März 2013 machten sich 37 Langnasen aus Bayern, unter der Organisation der Landsmannschaft Landshut, für 14 Tage in das Land der Mitte, nach China, auf. Nach der Ankunft in Peking ging es gleich weiter zur Besichtigung des Geländes der Olympischen Spiele 2008. Aufgrund der Luftverschmutzung, mit der wir hier auch das erste Mal Bekanntschaft machten, war eine gute Sicht jedoch nicht möglich. Anschließend besichtigten wir den Sommerpalast mit dem größten und am besten erhaltenen Garten Chinas. Gleich hinter dem Eingang sahen wir viele chinesische Paare das Tanzbein zu Musik aus den Lautsprechern schwingen. Dabei konnten auch wir zu den Walzertakten mittanzen. Gleichzeitig wurden uns die chinesische Geschichte, die chinesische Philosophie und die Lebensgewohnheiten erklärt. Unser Reiseleiter teilte uns auf seine lustige Art und Weise gleich zu Beginn mit, wie wichtig es sei, dass wir in unserem Inneren Harmonie herstellten und wo wir den Ort fänden, an dem wir die innere Harmonie wieder herstellen könnten (eine Toilette finden). Er erzählte uns auch Geschichten darüber, dass wir in unserem Leben immer eine Alternative hätten oder darüber, dass nicht alles so schlimm sei – es könnte ja noch schlimmer sein.

Diese Ausdrücke „Ich brauch mal innere Harmonie!“ oder „Heute ist es aber kalt – aber so

kalt auch wieder nicht!“, begleiteten uns den gesamten Urlaub über mit einem Lächeln – und vielleicht noch darüber hinaus.

Der lebendige Geschichtsunterricht ging weiter mit dem Besuch der Ming-Gräber, der chinesischen Mauer bei strahlend blauem Himmel und einer anschließenden Fussreflexzonenmassage im Forschungszentrum der chinesischen Medizin in Peking. Ein Arzt kam hinzu und erstellte anhand von Pulsmessung und Zungenbeschauung eine Diagnose. Die entsprechenden Medikamente konnte man sofort kaufen und mitnehmen. Das war der Moment, in dem sich bei dem einen oder anderen das Gefühl einschlich, man sei auf einer Kaffee-Werbefahrt. Dieses Gefühl sollte bestätigt werden, nachdem wir, über die Reise verteilt, immer wieder mal in ein Perlengeschäft, anschließend in einen Laden, in welchem man Jade kaufen konnte und zum Schluss in ein Seidengeschäft geführt wurden.

Auf unserer Reise besuchten wir weiterhin den Platz des himmlischen Friedens, die verbotene Stadt mit dem Kaiserpalast und den Himmelstempel. An diesem Tag war es besonders kalt, so dass es zu schneien begann. Durch den ganzen Smog fiel der Schnee nicht weiß auf die Erde sondern braun. Nachdem der Schnee den Smog herunter gedrückt hatte, war am nächsten Tag strahlender Sonnenschein mit blauem Himmel und wir Touristen waren mit Rikschas zur Altstadt von Peking unterwegs.

Am Nachmittag flogen wir zur alten Kaiserstadt Xian, wo unter anderem die Seidenstraße endet. Dort besahen wir uns die Terrakotta-Armee des ersten chin. Kaisers vor ca. 2200 Jahren und erfuhren, dass die Terrakotta-Armee eine Grabbeigabe für den Kaiser war. Nachdem wir die Ausgrabungsstätten, an denen immer noch gearbeitet wird, besichtigt hatten, ging es zurück in die Stadt zu einem Rundgang um die Wildganspagode und anschließend machten wir einen Spaziergang auf der Stadtmauer von Xian.

Am nächsten Tag erreichten wir mit einem weiteren Flug die größte Stadt der Welt – Chongqing. Chongqing hat mit den Vorstädten ca. 33 Mio. Einwohner und ist so groß wie Österreich. Das ist Wahnsinn! Nach dem Besuch des Platzes der Volksrepublik und einem Teil des Museums über die Entstehung des Yangtse-Staudamms, ging es mit der Metro in die Altstadt von Chongqing und weiter in ein Teehaus. Der „Teedoktor“ goss das Teewasser mit einer wahren Kunst in die Tassen mit Jasmintee ein, während im Hintergrund chinesische Musiker und eine Sängerin die Gäste unterhielten. Am Abend nahmen wir Platz auf unserem Kreuzfahrtschiff, der Victoria 5, ein. Auf dem Yangtse-Stausee (insgesamt 660 km) verbrachten wir drei Tage und Nächte.

Am nächsten Morgen stand der Besuch der Geisterstadt Fengdu auf dem Plan. Fengdu war früher ein Wallfahrtsort für die Daoisten. Dort kann man viel über die verschiedenen Geister und Dämonen der daoistischen Kultur sehen und sich schon mal drei Prüfungen unterziehen, um im nächsten Leben nicht so schlimm vom Schicksal gebeutelt zu werden. Den Prüfungen haben wir uns alle mit großer Freude und Begeisterung unterzogen.

Die Kreuzfahrt ging weiter, zwischen den hohen Berggipfeln und durch die Schluchten hindurch.

Am nächsten Tag verließen wir unser Schiff und fuhren einen Nebenfluss des Yangtse mit einem kleineren Schiff durch drei weitere Schluchten entlang. Am seitlichen Ufer konnte man durch die rein gewaschenen Felsen sehr gut erkennen, bis wohin das Wasser in der Regenzeit steigt. Oben in einem Felsen war ein ca. 500? Jahre altes Felsengrab und unten am Ufer waren Makaken zu sehen. Durch die Stauung des Yangtses mussten 1,3 Mio. Menschen umgesiedelt werden. Dabei wurden laut unserer Reiseleiterin die alten Häuser, Krankenhäuser, Polizeistationen usw. abgebaut.

Das gute Material wurde wieder verwendet, der Rest wurde entsorgt. Dabei versicherte sie uns, dass wir ihr ruhig glauben könnten, dass es Müllverbrennungs- und Kläranlagen gäbe. Es dauerte nicht lange, bis einige von ihrem Balkon aus beobachten konnten, wie neben ihnen ein Teppich im Yangtse entsorgt oder ein Sack mit Glasflaschen aus der Küche ebenfalls im Yangtse beseitigt wurde. Das gesamte Projekt kostete ca. 75 Mrd. US-\$. Dass beim Bau des Staudamms der Tier- und Pflanzenschutz keine Rolle spielte, zeigt sich dadurch, dass keine Fischschleusen gebaut wurden, der Stör umgesiedelt werden musste und andere Fischarten komplett ausgerottet wurden.

Auf dem Schiff wurden neben dem Vortrag über den Yangtse-Staudamm, weitere Vorträge angeboten, wie z. B. über die chinesische Innenglasmalerei, wo man selber Hand anlegen durfte und über die chinesische Sprache und die Schriftzeichen. Bei letzterem Vortrag sangen wir zum Schluss „Bruder Jakob“ auf chinesisch.

Das Schiff fuhr weiter in die zweite große Schlucht, die Hexenschlucht. Hier konnte man die chinesische Loreley bewundern und weitere interessante Berge, wie den Buddaberg und die Hexe. An den teilweise sehr steilen Bergen konnte man oben Rapsfelder beobachten und manchmal auch ein Dorf oder vereinzelte Häuser. Die Menschen dort laufen auf Trampelpfaden den ganzen Berg hinunter bis zu ihrem Boot oder in die Arbeit.

Am Abend verwandelte sich die Schiffsmannschaft in Models und Tänzer, die die historische Seidenmode der Vergangenheit vorstellten und in den verschiedenen Trachten der einzelnen Provinzen die dazu gehörigen Folkloretänze aufführten. Beim Kulturabend durfte die Truppe aus Deutschland natürlich auch nicht fehlen. Der spontan gegründete Chor, bestehend aus unseren Landsleuten, gab unter der Leitung von Erwin Arz lautstark sein Bestes: „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Mit großem Beifall wurde damit die Show beendet.

Am frühen Morgen verließen wir das Schiff und fuhren weiter mit dem Bus Richtung Staudamm. Leider spielte das Wetter nicht mit. Bei Regen und Nebel wurden eilig ein paar Schnappschüsse vom Damm gemacht und schon ging es wieder weiter mit dem Bus Richtung Wuhan. Die Landschaft war geprägt von einigen Rapsfeldern, Weizenfeldern, Gräbern in den Feldern und Wasserbüffeln. Die Häuser und der Müll,

dazwischen einige Hühner und klein angelegte Gärten, erinnerten an das vertraute Bild von den Zigeunern aus Rumänien. Unsere Reiseleiterin erzählte von ihrer Kindheit, als sie Gras für die Tiere pflücken musste (das kommt vielen von uns sehr bekannt vor) und dass sie im Winter eine dicke Jacke und warme Schuhe hatte, für den Schulweg. Ihre Mitschüler hatten so etwas nicht und beneideten sie darum. Die Häuser hatten auch keine eingebauten Fenster, sondern nur Fensteröffnungen. Im Winter wurden nur eine Decke oder Tücher davor gehängt und die Menschen zogen sich mehrere Kleiderschichten übereinander an, damit sie nicht so froren. Dabei kam mir der Gedanke, dass Rumänien ja auch kommunistisch war, aber so schlimm war's bei uns nicht. Am Yangtse konnten wir neu gebaute Häuser sehen, für diejenigen, die umgesiedelt werden sollten, auch diese ohne eingebaute Fenster.

Wir vertrieben uns die Fahrtzeit mit Erinnerungen und Erzählungen, wie es bei uns damals war und beschlossen dann, wieder etwas zu singen. Unserem Busfahrer gefielen die Lieder auch, nur war er der Meinung, dass sie sich wie alte,

kommunistische Arbeiterlieder anhörten.

Bei unserem nächsten Reiseziel flogen wir weiter von Wuhan in das Finanzzentrum Chinas – nach Shanghai. Dort angekommen, unternahmen wir eine Fahrt mit dem Transrapid zum zweiten Flughafen Shanghais und wieder zurück. Während der Pendelzeiten darf der Transrapid mit max. 300 km/h fahren. Wir hatten Glück und schafften es, die letzte Fahrt mit 430 km/h zu erreichen, bevor wir mit nur 300 km/h vom Flughafen wieder zurück fuhren. In 8 Minuten 30 km zu fahren und dabei die Geschwindigkeit kaum zu merken, außer man schaut aus dem Fenster, ist ein absolutes Highlight und absoluter Wahnsinn.

Anschließend fuhren wir zum Bund, der berühmten Uferpromenade Shanghais. Von dort aus hat man eine fantastische Aussicht auf das Viertel Pudong, mit dem Fernsehturm, den hohen Hotels, Banken- und Versicherungsgebäuden und einem der höchsten Gebäude Shanghais, dem Flaschenöffner (International Finance Center). Dieser wird bald in seiner Höhe übertroffen sein vom Shanghai Tower, der gerade gebaut wird. Am darauffolgenden Tag besuchten wir den Jade-Buddhatempel und den Yu-Garten, in welchem



wir die traditionelle chinesische Gartenbaukunst mit einer Zickzackbrücke und einem Teehaus bewundern konnten. Am Abend begeisterten uns die Artisten aus einem chinesischen Zirkustheater mit ihrer Akrobatik. Neben einem weiteren Besuch des Bund wurde am nächsten Tag auch eine Einkaufsstraße besucht bzw. konnten die Männer alternativ ins Museum gehen. Der Urlaub neigte sich dem Ende zu und manche von uns wollten auf eigene Faust in die Stadt fahren und noch einmal in die Einkaufsstraße gehen. Alternativ wurde für die anderen eine Fahrt in eine Wasserstadt in der Nähe von Shanghai angeboten. Laut unserer Reiseleiterin hatten wir ja nur zwei Wochen Zeit. In dieser Zeit mussten wir so viel wie möglich sehen, deswegen wurde zu der freien Zeit, die wir zur Verfügung hatten, auch immer ein Alternativangebot gemacht – denn, wie wir gelernt haben, gibt es im Leben immer eine Alternative. Die alternativen Ausflüge waren natürlich nicht umsonst und sie bedankte sich schon mal im Voraus im Namen des chinesischen Finanzministers bei uns. Die Wasserstadt ist vergleichbar mit einem chinesischen Venedig. Es gab Wasserkanäle, auf denen man mit einem

chinesischen Boot und einem chinesischen Gondoliere unter kleinen und großen Brücken fahren konnte. Am Ufer waren kleine Souvenirläden und auch Essensstände mit chinesischen Spezialitäten, wie gebratenem Schweinefleisch und Schweinefüßen, Fischen aller Art, Krebsen, Schnecken, Schlangen und getrockneten Hühnern. Es gab auch viele süße Leckereien, wo man sich von Stand zu Stand durchprobieren konnte. Eine Fressmeile in Peking bot ausgefallener Tiere an, wie Seepferdchen am Spieß, Fische, Krabben, Scampis, Skorpione am Spieß in groß und klein – tot oder noch lebendig, gebratene Zikaden, Wachtelspiegeleier, nackte Kücken, gebratene Kücken, gebratene Spatzen, wieder Schnecken in groß und klein, Muscheln und wieder Schlangen. Es gab aber auch Schweinefleisch und Rindfleisch gebraten am Spieß. Letzteres aßen wir. Andere waren mutiger und versuchten sich an Schlangen, Spatzen und an einem Seepferdchenschnaps.

Es war ein sehr schöner, interessanter, aber auch leicht stressiger Urlaub. Zwischen den Sehenswürdigkeiten musste man schnell durchschnaufen und sich erholen, da es sofort wieder



weiterging. Manchmal war man auch dank so vieler Informationen nicht mehr aufnahmefähig. Trotzdem sind das die besten Urlaube, von denen man am meisten zehrt, weil man soviel erlebt hat.

China ist ein kommunistisches Land, das sich seit dem Tod von Mao Zedong rasant weiter entwickelt hat und weiter entwickeln wird. Da, wo sich heute das Bankenviertel mit den Wolkenkratzern in Shanghai befindet (Pudong), waren vor 20 Jahren noch Reisfelder. China hat noch viel zu lernen, was Menschenrechte, Umweltschutz und Nachhaltiger Umgang mit den Ressourcen angeht. Aber das Land ist im Wandel: es werden Reformen durchgeführt, um aus den einzelnen Provinzen Chinas ein gesamtes China zu schaffen.

Die starke Beleuchtung der Städte wird um 22.00 Uhr abgestellt, außer in Peking, Xian und Shanghai, um Strom zu sparen.

Das sind erste, kleine Schritte.

Ich möchte mich bei dieser Gelegenheit nochmals bei Fam. Kloos aus Landshut für die Organisation der Reise bedanken, dass alles wunderbar geklappt hat. Wir waren eine große Gruppe mit 37 Langnasen, da ist es nicht selbstverständlich, dass alle gut miteinander auskommen und sich verstehen. Bei uns war das Yin und Yang Gott sei Dank im Einklang und die Harmonie nicht gestört. Erwähnenswert ist zu guter Letzt, dass bei dieser Reise auch 14 Baaßnerinnen und Baaßner dabei waren. Hier ihre Namen: Hanni und Erwin Arz (243), Kerstin Arz und Christian Ramser (243), Hanni und Michael Hermann (244), Kathi Faff und Dieter Guist (245/101), Kathi Bursen und Reini Kraus (21), sowie Rita, Sepp und Alice Raway-Roth(95). Mir hat die Reise großen Spaß gemacht und ich freue mich auf weitere Gruppenreisen. Xie xie!

Bericht von Albert Binder (Kurator in Baaßen)

Liebe Landsleute,

Das Jahr 2013 geht still zu Ende, mit all seinen Freuden und Leiden. Am 6. Oktober haben wir das Bezirkserntedankfest in Frauendorf gefeiert. Über 500 Gäste aus 30 Gemeinden, sowie Gäste aus Deutschland und Holland waren anwesend. Es war ein gelungenes Fest und Bischof Reinhardt Guib war auch dabei. Alle evangelischen Pfarrer unseres Mediascher Bezirks waren anwesend, ebenso der Bürgermeister, orthodoxe Pfarrer und politische Behörden. Wir lobten Gott in zwei Sprachen und dankten für die schöne und reichliche Ernte. Das Jahr 2013 war ein gutes Jahr für Getreide, Obst, Trauben und Gemüse. Unsere Arbeit auf dem Feld und im Garten hat der liebe Gott reich belohnt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch einige Tätigkeiten, die in diesem Jahr durchgeführt wurden, erwähnen. Unter der „Regie“ der HOG-Baaßen aus Deutschland wurde der Friedhofseingang samt Mauer repariert. Arbeiten wurden hier am Mauerwerk, Dach, Tor, Fundament und an der Abflussdrainage

durchgeführt. Leitende Personen vor Ort waren Sami Dendörfer, Ghită Cîmpeanu (Mühlgasse) und Joo Eugen.

Im Pfarrgarten wurde erneut ein Weingarten mit über 700 Edelsorten wie Silvaner, Müller Thurgau, Neuburger und Sauvignon angelegt. 95 % der Sätzlinge sind angewachsen.

Für die Konsolidierung des Pfarrhauses hat Architekt Frătilă aus Mediasch einen Kostenvoranschlag von 2600 Euro gemacht. Das Projekt soll in der nächsten Bezirkssitzung debattiert werden. Reparaturen am Mauerwerk, an den Treppen, am Dach und die elektrische Installation werden in diesem Winter durch die Firma „Kabel Binder“ auf eigene Kosten übernommen.

Orgelbauer Hermann Binder aus Hermannstadt war in diesem Monat (Oktober) hier und hat mit seinem Gehilfen verschiedene Arbeiten an der Orgel durchgeführt. Er versprach auch, dass die Restaurationsarbeiten im Sommer des kommenden Jahres abgeschlossen sein werden.

Die Idee, dass es im nächsten Jahr ein Treffen in Baaßen geben soll, begrüße ich aufs Herzlichste und wir werden uns bemühen, die anfallenden Arbeiten an Kirche und Pfarrhaus zu erledigen.

Mit bewegenden Gefühlen will ich erwähnen, dass

in diesem Jahr drei liebe Personen verstorben sind. Dechant Pfarrer Eckard Deutsch, 75 Jahre alt. Er und seine Gattin Dr. Doris Deutsch waren über die Jahre gute Freunde von uns Baaßnern. Jeden Sommer verbrachten sie in Siebenbürgen und Pfarrer Deutsch übernahm Gottesdienstvertretungen, wenn unsere Pfarrer ihren Urlaub hatten. Frau Dr. Deutsch versorgte und pflegte die Alten im Hetzeldorfer Altenheim. Nicht zu vergessen sind die vielen Medikamente und Lebensmittelspenden für die Diakonie.

Auch unseren Landsmann Martin Klein („vum Riuden Kleinen-Martz“), Hnr. 231 (zuletzt Hnr.14), 57 Jahre alt, haben wir in diesem Sommer auf dem Baaßner Friedhof beerdigt.

Schließlich hat Altkurator Johann Siffert (Hnr.37) im September seine letzte Ruhe im Familiengrab unseres Friedhofes gefunden. Der liebe Gott schenke allen Verstorbenen die ewige Ruhe.

Beide Söhne des Altkurators, Hans und Manfred, haben an unsere Kirche 250 Euro und 200 Lei für den Friedhof gespendet. Anwalt Michael Miess spendete für die Kaffeestube 50 Euro.

Vielen Dank für die Spenden und Gaben!

Nun möchte ich schließen und wünsche allen Landsleuten eine besinnliche Adventszeit und frohe Weihnachten, viel Glück und Gesundheit im neuen Jahr 2014!

In Freundschaft und Liebe – Kurator Albert Binder.

An dieser Stelle möchte ich noch eine kleine Ergänzung beifügen, um den erwähnten Tätigkeiten mehr Transparenz zu geben. Heuer, also 2013, war es das erste Mal, dass der Friedhof durch eine von der HOG bezahlte Person gepflegt wurde. Joo Eugen hat die Mäharbeiten, das Heckenschneiden, private Grabpflege und, das Geradestellen der über 30

schief hängenden Grabsteine, in Abstimmung mit uns, in eigener Regie mit noch 2 bis 3 anderen Helfern durchgeführt. Ich werde die Grabsteinnummern - wo diese Arbeiten nötig waren- auflisten, damit jeder Interessent zu Hause auf seiner Friedhofskarte nachsehen kann, um welche Gräber es sich handelte. Hier die Grabnummern: 35; 38; 49; 137;146; 162; 163; 165;169; 187; 200; 216; 223; 224; 239; 247; 260; 262; 294; 295; 299; 330; 337; 347; 372; 373; 392; 400; 442; 444; 460.

Die gesamten Ausgaben für diese Arbeiten werden beim Kassenbericht aufgelistet. Positive Rückmeldungen zu dieser gelungenen Friedhofsarbeit erhielten wir von vielen Besuchern, die im letzten Sommer einige Tage in der alten Heimat verbracht haben. Unsere Danksagung geht an all diejenigen, die zu dieser Leistung beigetragen haben.

Weiterhin möchte ich darauf hinweisen, dass man zum Gedenken an einen lieben Verstorbenen die Glocken in Baaßen zur selben Zeit einläuten lassen kann, wie die Trauerfeier in Deutschland stattfindet. Diesen Wunsch kann man bei mir, bei Kurator Albert Binder oder direkt beim Burghüter Joo Eugen in der alten Heimat anmelden. Alle Telefonnummern sind im Baaßner Adressenverzeichnis auffindbar.

Noch eine Information: ab diesem Sommer und für die nächsten 3 Jahre, ist unser Pfarrhaus an die Familien Albert und Christian Binder aus Baaßen/Deutschland, vom Bezirk der evangelischen Kirche in Mediasch, vermietet worden. Nähere Auskunft kann man bei Familie Binder oder auch bei mir erhalten.

Michael Hermann

Friedhofseingang: vorher und nachher



Die Erinnerung ist das Paradies, aus dem niemand vertrieben werden kann

Sigrid Sifft

Bestimmt kennt jeder diesen berühmten Satz, welchen man oft als Kind in der Schulzeit ins Poesiealbum schrieb. Jeder, der solch einen Satz zu Papier brachte, überlegte gewiss nicht, wie dieser sich wohl nach vielen Jahren anhören würde.

So ist es auch mit den Klassentreffen. Sie rufen Erinnerungen an die früheren Jahre der Kindheit und Schulzeit hervor. Und genau diese Erinnerung ist von so großem, unschätzbarem Wert. Man trifft sich nach vielen Jahren und ist plötzlich wieder eine Gemeinschaft, eine Klasse. Man tauscht sich aus, jeder freut sich und man will den Augenblick des Wiedersehens unbedingt festhalten.

Genauso erging es diesen Sommer auch uns, als sich die Jahrgänge 1965/66 und 1966/67 trafen. Da diese beiden Klassen nicht sehr groß waren – der Jahrgang 1965/66 bestand nur aus fünf Jungs und neun Mädchen und der Jahrgang 1966/67 aus neun Jungs und neun Mädchen – beschlossen wir, ein gemeinsames Klassentreffen zu veranstalten, da wir in Baaßen in der Jugendzeit mit den meisten im „Kränzchen“ beisammen waren.

Am 6. und 7. Juli 2013 fand unser zweites

Klassentreffen in Freudenberg (bei Siegen) statt, welches von unseren Klassenkameraden Michael Bolinthe und Harald Wagner organisiert wurde. Im Jahr 2004 hatten wir schon einmal das Glück, von der hervorragenden Organisation von Misch und Harald zu profitieren.

Während einiger Telefonate mit Misch äußerte ich den Wunsch und machte den Vorschlag für ein erneutes Treffen.

Gesagt, getan! Misch Bolinthe erklärte sich gerne bereit und setzte alle Hebel in Bewegung, um dieses Klassentreffen in die Tat umzusetzen. Da so etwas sehr guter Planung bedarf, wurden schon im Februar alle Adressen ausfindig gemacht und frühzeitig die Einladungen verschickt. Das Lokal sollte auch wieder das gleiche wie 2004 sein – das Vereinsheim „Liedertafel“ des Männergesangsvereins Freudenberg. Allerdings gab es hier keine Übernachtungsmöglichkeiten, doch Misch und Harald stellten freundlicherweise bei ihnen zuhause einige Schlafplätze zur Verfügung. Der Rest konnte sich anderweitig in Pensionen, Gasthöfen oder bei Verwandten einquartieren.

Am 6. Juli 2013, einem Samstag, war es dann soweit. Es war ein wunderschönes Wochenende, zwei sommerliche Tage mit bestem Wetter, so wie es besser nicht hätte sein können. Die Anreise erfolgte am Samstag – bis ca. 13 Uhr trafen alle nach und nach ein. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange die Begrüßung dauerte, jedenfalls lange





genug, um jeden Einzelnen herzlich willkommen zu heißen. Man umarmte sich und drückte sich die Hände, denn einige hatte man schon sehr viele Jahre nicht mehr gesehen. Und doch fühlte man sich bereits nach wenigen Augenblicken des Zusammenseins wieder „so wie früher“. Auf einmal ist dieses vertraute Gefühl da, welches man nicht genau beschreiben kann, aber man fühlt diese Zusammengehörigkeit. Die Schulzeit und die Kindheit, die man miteinander verbracht hat, sind plötzlich wieder präsent und greifbar. Da mag sich so mancher fragen: „Ist es tatsächlich schon 32 bzw. 33 Jahre her, seit wir in Baaßen konfirmiert worden sind?“

Nach der Begrüßung wartete ein überaus reichliches Mittagessen auf uns – Misch und Harald hatten in einer örtlichen Metzgerei leckeren Braten bestellt, mit den dazugehörigen köstlichen Beilagen.

Wie es sich für „anständige Sachsen“ gehört, sollte das noch nicht alles sein. So wurden wir zusätzlich von Mischs Kochkünsten verwöhnt, zum Beispiel mit einem Riesentopf voll „ciorbă cu perișoare“, Rindsrouladen und Lammragout. Das

alles hatte er teilweise am Vorabend vorbereitet. Die Fleischgerichte, die Misch mit großer Leidenschaft im hauseigenen Backofen kreierte, waren so lecker, dass sie gewiss jeden Sternekoch in den Schatten gestellt hätten.

Nach einem guten Mittagessen gab es natürlich Kaffee und selbstgebackene Kuchen. Die Männer waren fleißig an der Zapfanlage beschäftigt, denn der Durst jedes Einzelnen war riesengroß und man musste sich natürlich immer wieder zuprosten. So vergingen die Stunden (leider wie im Flug) mit viel Lachen, Scherzen, Erzählen, Fotos machen und Erinnerungen auffrischen. Die Stimmung war grandios, so dass wir zu später Stunde noch das Tanzparkett unsicher machten. Zwischendurch zeigte uns Harald auf der Leinwand Bilder von Baaßen, die einige von uns in vergangenen Heimaturlauben gemacht hatten.

So schwelgten wir in Erinnerungen und ließen die alten Zeiten wieder aufleben.

Zur Krönung des Abends wurde noch gegrillt, denn wer kann sich dem Genuss von saftigem und leckerem „Holzfleisch“ und „Mici“ entziehen, auch wenn man gar nicht so richtig hungrig ist.

Außerdem musste der stattliche Proviant von 5 kg „Micifleisch“ aufgebraucht werden, sonst hätte unser Klassenkamerad Teja Kristoff das wieder alles mit heim nehmen müssen. Nach einem langen und unterhaltsamen Abend schlich sich doch die Müdigkeit ein und wir machten Schluss für heute.

Am nächsten Vormittag trafen wir uns wieder alle im Vereinsheim, einerseits zur Resteverteilung, andererseits war das schon der Abreisetag, was wiederum hieß: sich zu verabschieden.

Auch wenn das Wochenende viel zu schnell vorüber ging, waren die erlebten Momente intensiv und einmalig. Der Abschied erfolgte mit etwas Wehmut, was auch verständlich ist, aber auch mit Zuversicht und Hoffnung auf das nächste Klassentreffen, an dem sich vielleicht auch die beteiligten, die dieses Mal nicht dabei waren.

Ich denke, es war insgesamt ein gelungenes Treffen und weil Klassentreffen dazu da sind, Erinnerungen aufleben zu lassen, bin ich der Meinung, die Abstände kürzer zu halten, denn das Rad des Lebens dreht sich unaufhörlich weiter und wer weiß, was in fünf, zehn oder zwanzig Jahren ist...

Zum Schluss möchte ich mich bei den beiden Familien Michael und Christa Bolin, sowie Harald und Monika Wagner ganz herzlich für dieses wundervolle Wochenende bedanken. Ohne eure großartige Organisation und Planung wäre es nicht möglich gewesen. Ihr habt alles gegeben, keine Mühen und Kosten gescheut, damit diese zwei Tage für uns alle unvergesslich bleiben.

Sigrid Sifft

Klassentreffen – Eine Erzählung **Hans Wagner**

...eigentlich hatte ich es schon aufgegeben, noch am Bericht über unser zweites Klassentreffen zu schreiben...

Nach unzähligen Änderungen wurde Folgendes daraus:

Hallo, ich bin Anonymus. Ihr kennt Anonymus nicht? Egal.

Ich sollte vom zweiten Klassentreffen der Jahrgänge 65/66 und 66/67 berichten.

Vor mir liegt ein weißes Blatt, welches beschrieben werden will. Da es mir nichts Brauchbares zuflüstert, schließe ich die Augen und träume mich in ein Klassenzimmer Mitte der siebziger Jahre....

Auch hier sitze ich vor einem leeren Blatt Papier. Es stammt aus einem Zeichenblock. Der Lehrer hat uns gerade dazu aufgefordert, etwas über das Jahr 2000 zu zeichnen. „Wie stellt ihr euch die Zukunft im Jahr 2000 vor?“, fragt er die Schüler. Ein Bild darüber, wie es im Jahre 2000 aussehen wird? – Äh. Puh! – Es war ja schließlich noch ein viertel Jahrhundert bis dahin! In Gedanken rechnete ich mal nach, wie alt wir dann wären. Anfang bis Mitte dreißig. O.K. Aber wie wird es dann bitte ausschauen? Wie in einem Science-Fiction-Film? Eine Menge Hochstraßen, so dass kein Dreck mehr die Schuhe schmutzig macht?

Viele fliegende Fahrzeuge, Hochhäuser mit fremdartigen Formen?

Von meiner Oma wusste ich aber schon: „Im Jahr 2000 geht die Welt unter!“ Dies betonte sie des Öfteren. Wusste sie mehr als wir Kinder?...

Das magische Jahr 2000 – es ist schon längst Vergangenheit, es liegt mittlerweile 13 Jahre hinter uns. Meine Oma hatte nicht Recht behalten und mit fliegenden Ufos hätte sich der damalige Schüler auch geirrt.

So, wie dieser Lehrer jenes Bild von der „Zukunft“ verlangte - so stelle ich mir vor - , hätte die Deutschlehrerin einen Aufsatz über ein künftiges Klassentreffen fordern können.

Ja, den Gedanken an wiederholt stattfindende, gemeinsame Treffen und Feiern fand ich ansprechend. Aber - wie würde es dann sein?...

Jetzt sitzen die Schüler grübelnd und sich fragend vor den leeren Blättern.

Die Überschrift des Aufsatzes soll sogar „Mein zweites Klassentreffen“ lauten....

Man hätte dann vielleicht gemeinsam darüber beraten, nach Stichwörtern, nach Ideen gesucht, wie z.B., dass das erste Treffen bereits 1990 fällig gewesen wäre. Damit wären wir schon mit dem Datum des zweiten Klassentreffens schwer gescheitert. Die Blätter wären lange leer geblieben....

„Kinder, ich wusste, es wird ein schwieriges Thema! Deshalb habe ich Einiges vorbereitet.“, hätte die Deutschlehrerin dann gesagt. – Wie hätte

sie uns weiterhelfen können? – „Ich war für euch bei einer Wahrsagerin. Euer zweites Klassentreffen wird erst weit nach dem Jahre 2000 stattfinden. Auch räumlich wird es irgendwo weit weg und für kaum jemanden zu Fuß erreichbar sein.“ – Ein Raunen wäre in der Klasse zu hören gewesen, wohnten wir doch alle im selben Dorf; selbst die letzte Gasse war ohne Probleme in kürzester Zeit zu Fuß erreichbar.

„Zwischen den Treffen werdet ihr euch kaum und manche gar nicht begegnen.“ – Die Kinder können auch mit diesem Hinweis ihrer Deutschlehrerin nichts anfangen. Spätestens – irgendwann – in der Schlange beim Bus trifft man sich immer und immer wieder.

Um ein Klassentreffen veranstalten zu können, sollten wir uns mit einem anderen Jahrgang zusammentun, schlägt die Lehrerin weiter vor. – Dass wir nur eine Hand voll Schüler waren, war uns ja immer schon bewusst, meistens dann, wenn der Lehrer den Schulkatalog in alphabetischer Reihenfolge sehr schnell durchgegangen war. – Damit ein Klassentreffen überhaupt irgendwann einmal zustande kommen könne, bedürfe es engagierter Kollegen, fuhr die Lehrerin in meiner fiktiven Aufsatzstunde fort....

Sie hätte Recht behalten.

Da es an engagierten Kollegen zum Glück nicht mangelte und unser Klassentreffen tatsächlich stattfinden konnte, möchte ich mich hiermit im Namen aller Teilnehmer bei Harald Wagner und Michael Bolinthe bedanken.

In Freudenberg wurde allen eine Freude bereitet, vielen Dank!

Hätte die Wahrsagerin auch noch das richtige Datum des zweiten Treffens - das Jahr 2013 - genannt, so hätten wir damals in der Schulbank den Kopf geschüttelt. Dass wir zu diesem Zeitpunkt noch alle am Leben sein würden, wäre ein weiterer Treffer gewesen, was man leider von anderen jüngeren Jahrgängen nicht mehr behaupten kann.

Ehemalige Kollegen und Freunde treffen, kann nicht oft genug stattfinden, denn es ist leider keine „optische Täuschung“, wenn uns auf den Straßen immer mehr „fremde Gesichter“ begegnen. Egal wie viel „Sonnenschein“ uns unsere Auswanderung gebracht hat, die Generationen, die die Heimat verlassen haben, werden immer einen Schatten mit sich führen, welcher die Form Siebenbürgens hat.

Zurück zum zweiten Klassentreffen 2013.

Es war gut geplant und wurde liebevoll ausgeführt. Der Standort war ideal zum Feiern. Man fühlte sich sofort wohl. Das Klassentreffen wurde ein ausgelassenes, kurzweiliges Beisammensein, was – gefühlt – ein wenig zu kurz erschien. Der Sonntag Nachmittag kam leider viel zu früh und zwang auch die Letzten zur Heimreise.

Positiv stimmt mich der Gedanke, dass bis zum nächsten Klassentreffen keine 10 Jahre vergehen müssen.

Allen Alles Gute, bis dann!

Hans Wagner.

De Laißt zer Himet Maria Gierlich-Gräf

*De Laißt zer Himet drit em def äm Harzen,
sai git es Fruad, Zefridenhit, Geduld;
mät ollem Rechtum kun em sai net kifen -
et äs en Schotz, vil deirer ols det Guld.*

*Wou dir vertrat sen Wisen, Wiech uch Gossen,
de Biem, der Bronnen uch de Noberletch;
wou uch der Inzlän näkest äs verlossen -
uch int dem undern hälft än schwerer Zedj.*

*Wo sachsesh ried det Kändj än denjen Ormen,
uch sachsesh hiissen de Fielder, Bäsch uch
Riech;*

*wo munch en Fest no aldem Brioch mir feiern -
wo em noch mazt wonn ener zecht awiech.*

*Wiul dir, huest tio de Himetlaift äm Ännern,
en wiist ze schatzen Sitten, Sproch uch Druecht;
dro wirst tio friu uch glücklich anj' nor duncken -
uch näckest gualen fiur der dionklen Nuecht!*

*..Wieh dien, daj en der Framd un Himwieh
ledjen...
daut äs en Krinkt, dai soidjen mih vergiht;
mir droon de Laißt zer Himet def em Harzen -
'si long...bäs em zer iw'jen Rioh es drit!*

*Än det „Baußner sochsesh“ iwersotzt vum Misch
Hermann (Eingesandt von Christel Kinn)*

Erzählungen von Landsleuten

Hochzeit in Baassen

Dr. Michael Kinn

Erst nach Dr. M. Luthers Tod im Jahre 1546 konzipierte und druckte J. Honterus in eigener Druckerei sein Reformationsbüchlein für Siebenbürgen. Nachdem dieses Elaborat von Luthers Nachfolger Melanchton quasi gesegnet worden war, konnte die Reformation der Siebenbürger Sachsen 1552 eingeleitet und durchgeführt werden, wodurch sie in ihrer Gesamtheit evangelisch, lutherisch, protestantisch wurden. Sie verloren dadurch ihre geliebten Heiligen, an die sie sich mit einem Kerzlein wenden konnten, wenn ihnen Unpässliches geschah. Auch Baaßen verlor seinen Schutzheiligen, den Hl. Nikolaus. Man musste sich nun mit seinen Gebeten, ohne Fürsprecher, direkt an Gott wenden, sich selbst helfen oder sich von der Nachbarschaft helfen lassen.

Nun, bis zur organisierten Nachbarschaft sollte es noch dauern. Immerhin mussten Maßnahmen ergriffen und Regeln aufgestellt werden, um die Einheit dieses deutschen Völkchens im Karpatenraum zu erhalten und zu festigen. Und durch die Jahrzehnte – oder waren es Jahrhunderte? – bildeten sich in allen Siebenbürgischen Ortschaften einheitliche sozial-politisch-kulturelle Verwaltungsstrukturen heraus, etwas puritanisch, etwas nationalistisch, die bis 1940 überleben konnten.

An der Spitze einer sächsischen Gemeinde stand der Pfarrer. Zwar wurde er nicht von der Landeskirche und deren Bischof eingesetzt, sondern von der entsprechenden Kirchengemeinde gewählt, und standen bei einer vakanten Pfarrstelle mehrere Kandidaten an, so mussten diese Konkurrenten ein jeder einen Gottesdienst zelebrieren und die Gemeinde entschied sich für den, der sie am meisten beeindruckt hatte. War er aber einmal erkoren und eingesetzt, so musste er auch als Oberhaupt der Kirchengemeinde respektiert werden. Man grüßte mit „Gott seien den Herrn Vuëter“ und seine Frau mit „Gott seien de Fra Motter“. Eigentlich war Gott aus der alltäglichen Sprache eines Siebenbürger Bauern

gar nicht wegzudenken. Von morgens bis abends konnte man hören „wei Gott well“, „mät Gottes Hälf“, „hälf Gott“ oder „Gott hälf“, „Goderhaldich“ („Gott erhault dich“), „Gott sua Dunk“, ohne dass sich jemand Gedanken darüber gemacht hätte; so hatte man es als Kind gelernt und so plapperte man es als Erwachsener gewohnheitsgemäß weiter. Und einige dieser heute auffälligen Äußerungen haben sich bis in unsere Gegenwart erhalten.

Dem Pfarrer zur Seite stand das Presbyterium (des Pfarrers „Kronrat“), mit einem Kurator als Vorstand. Es war eine Gruppe älterer Männer, um nicht Greise zu sagen, sehr konservativ, die sich und ihrer Funktion mehr Bedeutung anmaßen, als es in Wirklichkeit zutraf. Einhalten der Gebräuche und Sitten, so wie es die Ahnen eingeführt hatten, war der Sinn ihrer Funktion. Der Moral der Jugend und derer christlichen Erziehung wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Demzufolge hatte das Presbyterium ein Mitspracherecht beim Einstellen eines Lehrers oder einer Lehrerin. Hauptsächlich bei den Lehrerinnen hatte man seine Schwierigkeiten, denn diese mussten jungfräulich bleiben. Wer hätte sie vertreten sollen, wenn sie schwanger wurden? Die Schulen befanden sich unter dem Patronat der Kirche und der Pfarrer war zuständig für den Religionsunterricht. Für gewöhnlich in jeder Klasse zweimal wöchentlich eine Stunde. Als Grundlage diente die Bibel und der Lutherische Katechismus.

Die konfirmierte Jugend war in Bruder- und Schwesternschaften organisiert (Brüderschaften und Sästerschaften). In Baaßen gab es je zwei dieser Organisationen, geführt von einem Altknecht (Aultkniëcht), sowie von dessen Vertreter, dem Jungalknecht (Gangaultkniëcht), unter der Aufsicht eines Knechtvaters (Kniëchtvuëter, ernannt vom Presbyterium. Die Bruderschaft hatte noch einen „Spundkniëcht“, der allerhand untergeordnete Tätigkeiten erledigen musste.

Desgleichen stand die Schwesternschaft unter der Führung einer Altmagd (Aultmeed) und einer Jungaltmagd (Gangaultmeed). Eine Magdmutter (Meedenmotter) gab es auch. Der

Knechtvater und die Magdmutter hatten nicht nur eine Kontrollfunktion, sondern sie waren zugleich auch die Berater der Jugendlichen, hatten eben die Funktion von Eltern.

Der Kirchgang war für die Jugend ein Muss an allen Sonntagen und Feiertagen. Wenn das „Zusammenläuten“ der Glocken um 10 Uhr einsetzte, mussten alle ihre ihnen zugewiesenen Plätze eingenommen haben, denn mit dem letzten Glockenton setzte die Orgel ein, der Pfarrer betrat die Kirche und der Gottesdienst nahm seinen Lauf. Um halb 12 war der Gottesdienst normalerweise zu Ende und die Mitglieder der Bruder- und Schwesternschaften eilten zum Mittagessen, denn um 14 Uhr musste man schon wieder zum Vespertagesdienst in der Kirche sein. Natürlich in der Sonntagstracht mit Kirchenpelz und Borten, eben wie es sich gehörte. Dass da keine Zeit zum Umziehen blieb, ist verständlich. Und wenn jemand „händjer dem Stiin“, „Än der Glätsch“ oder „äm Blauwaschgrüewen“ wohnte, so hatte er zwischen 1,5 bis 2 km Weg zu bewältigen und das zweimal hin und zweimal zurück, also eine Strecke, die fast bis Mediasch gereicht hätte. Einmal im Monat wurde nach dem Vespertagesdienst in einer der Schulklassen „Zugang“ (Ziågunk) abgehalten. Hier wurde „Gericht“ über die gehalten, die den Gottesdienst unentschuldigt geschwänzt oder anderswie gegen vorgeschriebene Regeln verstoßen hatten. Außer Rügen gab es auch Geldstrafen, die in die Bruderschaftskasse eingezahlt wurden.

Wirtschaftlich-politisch gesehen stand an der Spitze der Gemeinde der „Hann“ mit dem Sitz im Gemeindehaus (Gemiinhios). Die Ortschaft war in Nachbarschaften aufgeteilt, von denen jede einen Vorstand hatte, den Nachbarvater (Nobervuëter). Offizielle Mitglieder waren nur Verheiratete und neue junge Paare wurden erst aufgenommen, wenn sie ihren Einstand mit einem Eimer Wein bestritten hatten. Mit Hilfe der Nachbarväter konnte der „Hann“ (Bürgermeister) die anstehenden Arbeiten und Tätigkeiten des Ortes beschließen.

Doch zurück zur Jugend. Dass den Jugendlichen durch den obligaten Kirchgang und Vespertagesdienst der langersehnte Sonntag größtenteils verleidet wurde, musste man eben hinnehmen; so waren die Regeln. Aber intensiv eingespannt war man auch in der hauseigenen Wirtschaft oder man musste bei Nachbarschaftsarbeiten für die Eltern einspringen.

Die „Schaften“ schlugen das Holz im Kirchenforst für das Pfarrhaus, bearbeiteten den Weingarten und die Felder des Pfarrhauses, halfen bei der Ernte, setzten im Frühjahr die Feldbrunnen (Brännscher) instand, stellten bei den Honoratioren die 7-8 m. hohen Maibäume auf, schmückten zu Pfingsten das Innere der Kirche mit Ahornästen, pflegten die Tanzplätze im Wald „hinter dem Stein“, richteten zu Peter und Paul eine Scheune zum Tanzen her und starb ein Jugendlicher, so waren sie auch für dessen Begräbnis zuständig. War ein Bursche (Kniëcht) 18-19 Jahre alt, kam die „Assentierung“ (Musterung) und anschließend die Einberufung für 3 Jahre zum Militärdienst.

Und da sollte auch noch geheiratet werden, in einer und in eine Gesellschaft, in der alles geregelt war, von der Wiege bis zum Grabe, in welcher man nicht eigener Herr sein nicht sein durfte. Kein Jugendlicher würde das heutzutage kommentarlos hinnehmen. Und kein Wunder, dass die Jugend mit Freude dabei war, als der Sonntag 1941 zum Tag des Sportes und der Gymnastik erklärt wurde. Man konnte sich nun in der freien Natur austoben, der Kirchgang war nicht mehr obligat und der widerliche Vespertagesdienst wurde abgeschafft.

Geheiratet wurde vorwiegend in der kalten Jahreszeit, (also im Januar und Februar), keinesfalls in der Adventszeit. Mit dem „Käthrenjenball“ (25. November) endete das Kirchenjahr. Es war das letzte Tanzvergnügen. Man sagte: Kathrein sperrt den Tanz ein. Waren Weihnachten und Silvester vorbei, durfte man sich wieder dem Vergnügen hingeben. Es begann die Zeit der Hochzeiten. Dabei gab es mehrere Möglichkeiten und Ursachen, die zu einer Heirat führten. Jedenfalls die Liebesheirat, wie man sie heutzutage kennt, war dazumal eine Seltenheit, es sei denn, dass sich tatsächlich zwei trafen, die auch den Eltern recht waren. Meistens handelte es sich um Vereinbarungen zwischen zwei Familien, wobei auf die zukünftigen „Hochzeiter“ keine oder fast keine Rücksicht genommen wurde. Waren in einer Familie mehrere Kinder, so trachtete man, die älteren so rasch wie möglich „hinaus“ zu verheiraten, wobei man nicht zimperlich vorgehen konnte. Der Hoferbe war der Jüngste, dem dann aber auch die Pflege der alten Eltern zufiel.

Bei diesen Vereinbarungen („Kuhhandel“) spielte das „An-einander-gewöhnen“ eine

bedeutende Rolle. Die Konfirmation fand im Durchschnittsalter von 16 Jahren statt, also etwas später als heutzutage und danach wurden die jungen Mädchen (Meed) für heiratsfähig erklärt. War aber nicht immer ein erwünschter Heiratskandidat zur Stelle, sondern nur ein Bursch, der noch seinen Militärdienst absolvieren musste, so war das kein großes Hindernis, im Gegenteil, manchmal sogar erwünscht, denn in dieser Zeit gewöhnte man sich an den Gedanken, dass man nach der Entlassung „die und die“ heiraten sollte und die „Jungfrau“ wusste nun auch, auf wen sie zu warten hatte. Wurde auch ein Briefwechsel eingeleitet, so war das Ergebnis den Wünschen entsprechend. Es war zwar keine Liebesheirat, aber durch das lange Warten sehr hormongesteuert, so dass Äußerlichkeiten eine Nebenrolle spielten. „Schönheit vergeht ja eh!“

Dann gab es noch die „Mussheirat“, die oft nur widerwillig ausgerichtet wurde, um die „Schande“ von der Familie abzuwenden. Ja, man hatte entgegen den Plänen der Eltern vom Baum der Erkenntnis genascht und das Kind brauchte einen ehrlichen Namen. Schlimm war es aber, wenn nicht geheiratet wurde, zum Beispiel wenn der Erzeuger schon verheiratet war und das Kind „unehelich“ geboren wurde. In diesem Falle hatte die Magd (Meed) ihre Ehre verloren und sogar der Pfarrer vermerkte im Kirchenbuch, dass es sich um ein Kind einer „gefallenen Jungfrau“ handele. Die Männer oder Erzeuger wurden nicht belangt. Diese unehelichen Kinder nannte man in Baaßen „Punkert“ (rumänisch „bitanc“). Eigentlich müsste man „Bunkert“ sagen, weil sie meistens auf einer „Bunk“ (Sitzbank) in Eile gezeugt wurden (im Deutschen kennt man auch den Bankert, Bänkert oder Benkert). Als Sitzbank benutzte man auf dem Dorf oft einen dickeren Baumstamm, einen „Grumpes“, was dazu führte, dass manchmal auch die feinere Bezeichnung von „Grumpeskändch“ für einen „Punkert“ Verwendung fand. Scherzeshalber nannte man auch Kleinwüchsige so, als eine Anspielung auf eilige eheliche Zeugung („Bäst tiå kliin!“ - „Cha, ech bän en Grumpeskändch“).

(Von „Bank“ kommt man leicht auf „Drehbank“ und „Kegel“, die in ihrer Form ein wenig an einen Kinderkörper erinnern, letztere werden durch Drechseln gemacht. Anspielend auf diese Prozedur - im Deutschen gibt es eben keinen spezifischen Ausdruck dafür - wurden die „Bankerte“ auch „Kegel“ genannt. Viel früher

durften sich Hochgestellte auch Mätressen halten und es entstanden selbstverständlich auch uneheliche Kinder, also „Kegel“. Zogen sie irgendwann mit „Kind und Kegel“ um, so war das so zu verstehen, dass auch die Mätresse mit ihren Kindern mitgenommen wurde. Noch bei Lessing heißt es. „Wenn ich ein Bankbein nähren soll, so will ich es auch selbst gedrechselt haben!“).

Es ist erstaunlich, das moralische Gehabe - die voreheliche Keuschheit - hatte in Baaßen (wahrscheinlich bei allen Siebenbürger Sachsen) nur bis zur Hochzeit seine Gültigkeit. Nach ein paar Ehejahren scheint es, dass man sich große Freiheiten erlaubte oder duldete. Nach Merkmalen, wie Ähnlichkeit oder äußere Gestalt, Aussehen, Hautfarbe, konnte ein Fremdgehen nicht ausgeschlossen werden, aber die Hauptsache war, dass die eheliche Eintracht erhalten blieb, wenn auch keine Ähnlichkeit unter den Geschwistern festzustellen war. Diese außerehelichen Eskapaden und deren Erzeugnisse waren selbstverständlich ein großes Geheimnis, mussten aber jedem Gemeindemitglied bekannt sein, denn was wäre geschehen, wenn sich später Halbbruder mit Halbschwester zusammentaten?

Wollten zwei Verliebte ihr Techtelmechtel unbedingt geheim halten, so wurden sie bestraft und der Öffentlichkeit preisgegeben. Beim Hanfhecheln fielen eine Menge kleine Hanfstängelsplitter („Ohltscher“) ab, die sorgsam gesammelt und aufbewahrt wurden. Und eines schönen Sonntags, wenn die Leute in die Kirche strömten, konnten sie am Straßenrand einen zarten „Ohltscherstreustreifen“ bewundern, der von einer ominösen Gassentüre zur andern führte.

Das moralische Gehabe um die unehelichen Kinder ging während des zweiten Weltkrieges „verloren“, trotz der keifenden und drohenden Verhaltens der Presbyter. Schon Anfang der 40er Jahre wurden die Devisen lanciert, dem F. ein Kind zu schenken und dass auch ein uneheliches Kind willkommen sei. Diese Veränderung hat sich durchgesetzt und wer macht heutzutage noch einen Unterschied zwischen ehelichen oder unehelichen Nachkommen? Doch bis zu diesem Zeitpunkt waren auch die Hochzeiten einem strengen Regime unterzogen und ich bin mir sicher, dass im Falle mehrerer gleichzeitig stattfindender Hochzeiten zur gleichen Stunde bei allen das gleiche Essen auf dem Tisch stand oder der gleiche Ablauf stattfand.

War es so weit, dass man sich für eine

Hochzeit entschieden hatte, unabhängig unter welchen Umständen, „warf sich der Bräutigamvater in Staat“ und begab sich ins Haus seines zukünftigen Gegenvaters, um nach altem Brauch und Sitte feierlich um die Hand der Tochter für seinen Sohn anzuhalten. Obwohl jeder wusste, um was es sich handelte und man sich in dieser Hinsicht vorbereitet hatte, wurde nun die Tochter gerufen, um ihr den Wunsch des zukünftigen Schwiegervaters kundzutun. Natürlich gab es ein positives Ergebnis. Anschließend saßen die zwei Hochzeitsväter bei einem Glas Wein beisammen und berieten sich über die Mitgift, die jeder beizusteuern hatte, um dem jungen Paar entsprechende Lebensbedingungen zu gewährleisten. Auch wurde festgelegt, wann und wo die Hochzeit stattfinden sollte und was jeder dazu beizutragen hatte. Des Weiteren wurden zwei „Wortmänner“ (Wiurtmänner) auserkoren, einer von Seiten des Bräutigams und einer von Seiten der Braut. Ebenso wurde beschlossen, ob man sich eine „große“ Hochzeit leisten konnte oder ob man sich mit einer kleineren begnügen musste. In letztem Fall wurden nur die Eltern, die Geschwister, Onkel und Tanten, die Taufpaten und „Taufgoden“ sowie Cousins und Cousinen ersten Grades eingeladen. Bei einer größeren Hochzeit durften auch die Cousins und Cousinen zweiten Grades sowie nahestehende Freunde und Freundinnen dabei sein. Die Nachbarn waren immer dabei.

Es gab keinen Polterabend in Baaßen, aber man feierte Verlobung im Hause der Braut. Außer dem Brautpaar und den ganz nahestehenden erwachsenen Verwandten, war das ein Unterhaltungsabend für Unverheiratete und Kinder. Ein paar glücksbringende Scherben durften dennoch nicht fehlen. So stellten sich irgendwann am späten Abend nach dem Festessen die Jugendlichen zu einer Gruppe zusammen und intonierten:

*Et schault e Klång durch as Gemiin,
et äs an fruadig Liogd.
Mir wäßen 't ållen Griuß uch Kliin,
em schesst, et wird an Briokt.
Wie wit et sen, wie wit et sen,
mir wäßen 't ålle geot.
/: Dot hech an Briokt zem hieschen es,
daut best gewäß nor tio.:/*

De Riëf dai meß en Hauldung hun,

*wunt undresch glått net giet.
Si boinch em sai un de Stiewel un,
Dot sei uch Weimren driet.
Tio best dë Rief, teo best dë Rief,
der Stiëwel as uch hai,
/: schloing dech am än amschloing dech fiëst,
en ward seng Briokt, seng Fra.:/*

*En Krunz hië an der Hund neo drit,
en Zaddel ugëpeilt.
Herr gäf dāt än Erfüllung giet,
dot wot der Zaddel spricht.
Nor net vergiëßt, nor net vergiëßt,
wei glücklich ir nio sed.
/: Dinkt uch un ios, dinkt garn zeräck,
un dai hiesch Jugendzech.:/*

*Liëwt wiul ir schotzig Stuwën meng,
an diën ech hun gëheust.
Ech meß nio bauld meng Wiirten sen,
meß bāin auf ijān Fiost.
Nor de Gesiong, nor de Gesiong,
saul Gott der Herr ios giën.
/: Dro wot det Schecksaul met sich bronch,
daut welln mir of ios niën.:/*

*Det Scheßen nit neo nichen onch,
et giet met Polwer un.
Mir nien as Bißen an da Honch,
dai mir vum Deppner hun.
Scheßt dāt et krächt, scheßt dāt et krächt,
ir Wirtscheft saul geduan,
/: esefelt Gålden selt ir hun,
wei wot hai Scherwen luan.:/*

Bei: „Scheßt, dāt et krächt!“, „plätschte“ ein Jugendlischer mit aller Kraft ein irdenes Gefäß -meistens einen Wasserkrug- auf den „Arn“ (Fußboden), dass es in viele Scherben zersplitterte. Ein echter Glücksbringer! Das Lied wurde bestimmt irgendwann von „außen“ übernommen, denn die ursprüngliche Aussprache entspricht nicht dem Baaßner Dialekt.

Von nun an wurde der Braut -bis zum Zeitpunkt der Hochzeit- ein diademähnliches Gebilde („Myrtenkrinzken“) an der Vorderseite ihres Bortens angeheftet und ihr Platz in der Kirche war nun in der ersten Reihe der „Meedbink“ (Jungfrauenbänke), neben der Altmagd und Jungaltmagd. Auch dem Bräutigam wurde ein ähnliches Kränzchen am linken Rockaufschlag befestigt und er durfte auch auf der

Knechttempore in den Vordergrund rücken.

Dann war bald Hochzeit und einen Sonntag davor ging das Brautpaar „einladen“. Sonntäglich angezogen -meistens Händchen haltend- gingen die zwei von Hochzeitsgast zu Hochzeitsgast, sagten ihr Sprüchlein, wurden beglückwünscht -manchmal unter Tränen- und waren froh, wenn sie alles überstanden hatten und die Eingeladenen waren nun sicher, dass sie an dem großen Ereignis teilnehmen durften. Eigentlich war man ja auch darauf vorbereitet gewesen, aber konnte man wissen, ob man nicht vielleicht übersehen wurde? Ja, etliche Jahre früher sind die Freunde des Bräutigams ausgerückt um im Wald das Holz für die Back- und Heizöfen zu schlagen, dann haben sie einen Tag in der Mühle verbracht um den Weizen für das Hochzeitsbrot und Hanklich sowie Striezel zu mahlen. In den 30er Jahren gab es das schon nicht mehr, aber alle Hochzeitsteilnehmer sowie Nachbarn trugen dazu bei, ein traditionelles Hochzeitsfest zu ermöglichen. Freitags wurden Schwein und Kalb geschlachtet und die Angehörigen sowie Freunde brachten ins Hochzeitshaus Hühner, Eier, Mehl, Milch, Rahm, Butter, ein jeder nach eigenem Gutdenken oder Möglichkeiten.

Samstags wurden die Hühner geschlachtet, das Suppengemüse geputzt, die Suppennudeln gemacht („geschniddän Diich“), je feiner desto beeindruckender, das Tischgeschirr herbeigeschleppt, das Haus geputzt. Die Burschen waren für Tische, Bänke und Stühle zuständig und außerdem mussten sie Tannenzweige aus dem Wald anschleppen, um Tor und Gassentüre des Hochzeitshauses damit zu schmücken. Die „Meed“ machten aus kleinen Tannenzweigen und Papierblumen zierliche „Päschker“ für die männlichen Teilnehmer des Festes. Als später auch im Sommer Hochzeiten stattfanden, verwendete man dazu lebende Blumen.

Aber der Samstag war in erster Linie der große Backtag. Noch in dunkler Nacht wurden in mehreren „Moltern“ (Backtrögen) der Hefeteig angerührt und geknetet, etwas gröber für das Brot und nach Möglichkeit recht fein („Nullamehl“) für die Hanklichen und Striezel (Strätzel). Und während der Teig „aufging“, wurden die Backöfen angeheizt, der eigene sowie die der Nachbarn. War der Teig zur Zufriedenheit der verantwortlichen Köchin aufgegangen, also die Gärung vollzogen, so stand nun seine

Verarbeitung an. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich doch ein paar Eigenschaften des Baaßner Hochzeitsbackens hervorheben:

Der Baumstriezel war in Baaßen nicht bekannt. Hier war der „Strätzel“ ein Rollgebäck aus Hefeteig, das in einer entsprechenden Backform in den Backofen hinein geschoben wurde, bis die Oberfläche schön braun war. Eingerollt wurden hauptsächlich gemahlene Nüsse, aber auch geriebene Zitronenschalen und „Kepern“ (getrocknete Traubenbeeren aus eigener Produktion).

Der Hanklichboden wurde so dünn wie möglich ausgewalgt und bestrichen mit Mus, Sahne, Topfen, usw. Mit der Hand zerquetschte Eier und Schafbutter, wie andernorts gebräuchlich, kamen in Baaßen nicht in Frage. Die Baaßner Hanklich glich eh einer Mehlspeise als dem üblichen Nationalgebäck. Misslungene Hanklichen wurden an Ort und Stelle von den Helferinnen verzehrt.

Größere Kinder waren am Backtag willkommen, denn die „schussten“ dann hin und her mit den Hanklichen und Striezeln zwischen Backöfen und Hochzeitshaus, wo im Keller eine „Plattform“ vorbereitet worden war, auf die das Gebäck zum Auskühlen gelegt wurde.

Verköstigt wurden die Hochzeitshelfer am Samstag mit einer Stachelbeersuppe („Ajreschlawend“), wobei das Hühnerklein verarbeitet wurde, aber auch mit „Blut und Leber“, einer Art „Tokana“, die aus dem aufgefangenen Blut beim Hühnerschlachten, den Hühnerlebern, Zwiebeln, Salz und Pfeffer zubereitet wurde.

Wie schon erwähnt, gab es eine Hochzeitsköchin, die für das gute Gelingen des Hochzeitsschmauses verantwortlich war. Weil die „angelieferten“ Hühner verschiedenen Alters waren, wurden sie einzeln von einem Spagat durchzogen, dessen anderes Ende außerhalb des Kochtopfes oder Kessels befestigt wurde. Daran konnte die Köchin die einzelnen Hühner herausziehen, um ihr Gar sein festzustellen. Ältere Hühner mussten eben etwas länger kochen und zerfallen durfte auch keines.

Sonntagmorgen, Hochzeitmorgen. Schon nach 9 Uhr fanden sich die ersten Hochzeitsgäste ein. Die Mägde und Knechte legten einen Teil ihrer Kirchentracht (Borten, Pelzmantel) bei den Nachbarn ab und ließen sich mit einem Stampel

Schnaps oder Likör willkommen heißen. Dann gab es einen Milchkaffee mit Hefengebäck. Den ankommenden Burschen und Männern wurden nun die vorbereiteten „Päschker“ mit einer Stecknadel am linken Rockumschlag befestigt, den Verheirateten mit der Spitze nach unten, den Unverheirateten mit der Spitze nach oben. Trafen nun auch die „Adjuvanten“ ein und nahmen bei gutem Wetter Aufstellung vor dem Hochzeitshaus, um ein paar Melodien in die Umgebung zu schmettern, so stieg die Festlaune bei allen Teilnehmern deutlich an.

Wollte es der Zufall, dass am gleichen Tag mehrere Hochzeiten stattfanden, konnten selbstverständlich die hauseigenen „Adjuvanten“ nicht überall dabei sein. So musste man sich mit Musikmachern von außerhalb helfen. Diese kannte man oft auf Grund guter Kameradschaft aus der Militärdienstzeit („Muëserkameraden“) oder auf Grund verwandtschaftlicher Verhältnisse. So ist mir eine Kinn-Binder-Hochzeit vom Januar 1931 bekannt, auf der eine Kapelle aus Bulkesch die Baaßner zum Tanzen animiert hat.

Um 11 Uhr erschien das Brautpaar, eigentlich „Junges Paar“, denn man hatte sich schon vor ein paar Tagen standesamtlich trauen lassen und es wurde eine Kalbfleischtokana aufgetragen (eine Art Gulyas = Gullasch). Auch bei dieser Gelegenheit gab es eine bestimmte Sitzordnung. Ein normales sächsisches Haus bestand aus 3 bedeutenden Räumlichkeiten: „de vedderscht Stuff“, (das vordere oder auch Paradezimmer, eigentlich der größte Wohnraum des Hauses), „det Hios“ (ein etwas kleinerer Wohnraum, zu dem auch von außen die „Liif“ mit ihrem Treppenaufgang führte) und „de händjerscht Stuff“ (der eigentliche Wohnraum der Familie, hauptsächlich im Winter). In die vordere Stube wurden alle Verwandten und Erwachsenen platziert, in die hintere Stube die Kinder und manchmal auch die Jugendlichen. Das „Hios“ gehörte den Musikanten. Da die meisten Hochzeiten „mittelgroß“ waren, reichten die drei Räumlichkeiten für eine gute Unterbringung der Gäste. Eine besondere Bedeutung hatten die Tischtücher, mit denen die Tafeln gedeckt wurden, denn man achtete darauf so viele wie möglich aus eigenem Besitz auf die Tafeln zu legen. Hauptsächlich der Braut war es ein wichtiges Anliegen, denn wofür hatte sie sich die Finger zerstoichen beim Kreuzstichnähen der sächsischen Muster in die Tischleinwand?

Um die Mittagszeit machte man sich für den Kirchengang fertig. Die Mägde holten ihre Borten aus der Nachbarschaft. Die „Bidderkniächt“, ihre Kirchenpelze usw. „Bidderkniächt“ und „Biddermeed“ gab es je zwei, einer und eine von Seiten des Bräutigams, einer und eine von Seiten der Braut. Ein seidenes Kopftuch wurde so zusammengefaltet, dass man es um die Taille der „Biddermeed“ legen konnte, um es vor dem Bauch zu verknoten (Der Sinn dieser Maßnahme ist mir unbekannt).



Hochzeitszug zur Kirche

Es folgte der traurigste und tränenreichste Moment der Hochzeit: „Verzuan uch än de Frändjscheft åfniën“ (gegenseitiges Verzeihen und Aufnahme in die Verwandtschaft). Dabei nahm das Brautpaar, flankiert von ihren „Bidderleuten“, in einem Raum Aufstellung und die nächsten Verwandten gesellten sich auf die entsprechende Seite, indem sie ein U bildeten. Nun intonierten die jungen Mädchen:

„Hiirschtiå den Hochzeitglockenklung...“

Darauf trat einer der Wortmänner vor das Brautpaar, hielt eine kurze „ergreifende“ Ansprache, wonach Bräutigam und Braut bei den eigenen und den zukünftigen Verwandten um Vergebung (Verzeihung) bat, für eventuell begangene Fehler -eine reine Tränenepisode. Aber man musste doch sündenfrei vor den Altar treten.

Die Baaßner sind keine guten Redner, das Rhetorik-Gen ist bei ihnen unterentwickelt. Meckern und krakeelen, ja – aber Reden halten, nein. Als dann auch noch ein „Wiurtmuun“ außer „Årbet, Årbet, nor Årbet“ praktisch nichts hatte

sagen können, hatten sich die Baaßner entschlossen, bei dieser traurigen Angelegenheit ihren Mund für immer zu halten. Einer war auf die Idee gekommen, den Pfarrer zu bitten, diese Wortmannverzeihungsrede zu halten. Daraus wurde eine Gewohnheit und der Baaßner Pfarrer hatte an Hochzeitstagen einen „schweren“ Tag: 10 Uhr Gottesdienst, 13 Uhr Verzeihungsansprache, 14 Uhr Trauung, 17 Uhr Hochzeitsrede und alle waren glücklich.

Nachdem das Schniefen und Schneuzen aufgehört hatte und die Gemüter sich wieder aufgeheitert hatten, bildete sich der Hochzeitszug. Auf Grund althergebrachter Regeln wusste ein jeder, wo sein Platz war und es fand sich rasch zusammen was zusammen gehörte. So wurde der Zug vom Bräutigam mit seinen „Bidderkniächten“ eröffnet, gefolgt von der Braut mit ihren zwei „Biddermeeden“. Es folgten die zwei Wortmänner, dann die Eltern und Geschwister der „Hochzeiter“, die männliche Jugend, meistens im Kirchenpelz, die weibliche Jugend mit Borten, dann die restlichen Hochzeitsgäste, die Kinder und den Schluss machten die „Adjuvanten“.

Der Hochzeitszug zur Kirche war ein stiller Zug ohne Musik. Doch wenn der Hochzeitszug einen bestimmten Punkt erreicht hatte, begannen die Glocken zu läuten bis zu dem Zeitpunkt, da alle Teilnehmer in die Kirche eingetreten waren. Die „Adjuvanten“ blieben draußen und war entsprechendes Wetter, so veranstalteten sie ein kurzes Konzert vor der Schule. War es zu kalt und die Töne gefroren in den Instrumenten und die Mundstücke klebten schmerzhaft am Schnauzbart, musste man auf diesen Ohrenschmaus verzichten. Zu einem Tusch reichte es aber jedes Mal, wenn das getraute Paar die Kirche verließ.

Beim Betreten der Kirche begann die Orgel zu spielen. Der Bräutigam in Begleitung seiner „Bidderkniächte“ betrat den Chorraum und nahm Stellung rechts vom Altar, der Braut und ihren „Biddermeeden“ gehörte die linke Seite vor dem Chorgestühl. Des gleichen kamen auch die „Wortmänner“ in das Kirchenchor und stellten sich hinter den Bräutigam. Sie waren eigentlich die Trauzeugen. Der restliche Hochzeitszug nahm im Kirchenschiff Platz, während sich die Emporen mit Schaulustigen füllten.

Mit Orgelbegleitung wurde nach der Melodie von „Wie schön strahlt uns der Morgenstern“ der Trauungschoral angestimmt:

„Nun legen sich still in festlicher Stund’ die Händ’ zusammen zum ewigen Bund“.

Anschließend stellte sich der Pfarrer vor den Altar, das junge Paar desgleichen ihm gegenüber und die Trauung wurde nach üblichem Ritual vollzogen. Ein Choral beendete die Prozedur und die Hochzeitgesellschaft verließ die Kirche in gleicher Reihenfolge, wie sie sie betreten hatte und wurde von Seiten der „Adjuvanten“ mit einem Tusch empfangen. Ja, jetzt durfte Musik gemacht werden und wer Lust hatte, durfte auch juchheien. Dem Burghüter hatte man schon vorher eine Flasche Wein und eine Hanklich übergeben und nun durfte die Jugend selbst Flaschen schwingen, die man vorsorglich mitgebracht hatte, hie und da einen Schluck Wein „zurpen“ und Bekannten am Straßenrand auch einen Schluck anbieten.

War man beim Hochzeitshaus angekommen, entstand ein kurzes Durcheinander, denn ein jeder achtete darauf so schnell wie möglich seine Kirchentracht abzulegen und sein Hochzeitsgeschenk vorzubereiten. Nun war die Zeit gekommen, dass junge Paar zu beschenken („begouwen“). Hinter einer Tafel „dem Gouwendäsch“, bedeckt mit den besten Tischtüchern der jungen Frau, nahmen die jungen Eheleute Aufstellung, beidseits flankiert von den „Bidderkniächten und –meeden“, alle in Kirchentracht, die Braut mit dem Borten, der Bräutigam im Kirchenpelz. Dann begann das Beschenken. Auch das „Gouwen“ unterlag altbekannten Regeln und war zugleich das eigentliche Beglückwünschen des jungen Paares.

Erste „Gouwende“ waren die Eltern und Geschwister, anschließend die Verwandten. Dann folgten die Männer, die Frauen, die Burschen, die Mägde und die Kinder. Ein jeder gab dem Bräutigam und Braut die Hand, wünschte Glück und legte auf den Gabentisch was er eben vorbereitet hatte. Meistens waren es Haushaltsgeräte, Geschirr, Bestecke oder aber auch eine Banknote, jeder nach eigenem Gutdünken oder nach seinen Möglichkeiten. In Baaßen war das kein zeitraubendes Geschehen, man drückte die Hände, sagte sein Sprüchlein, legte seine Gabe ab und rauschte davon. Andernorts habe ich aber erleben müssen, dass das „Gouwen“ eine schwierige geduldheischende Angelegenheit war, denn fast ein jeder, der an den Gabentisch trat, fühlte sich auch verpflichtet, eine kurze oder längere Ansprache zu halten.

Zermürbend, und da der Inhalt der Rede bei allen fast der gleiche war, stellte man sich nachher die Frage, wozu das nötig gewesen war.

Nach dem „Gowen“ begann das eigentliche Fest. Die „Adjuvanten“ im „Hios“ hatten schon längst begonnen ihr Repertoire vorzuführen. Unter Klängen der Musik setzte man sich an die Tafeln. Das junge Paar saß immer in der Mitte des Quertisches, sozusagen zwischen den Fenstern der Vorderstube, flankiert von ihren Trauzeugen. Das Hochzeitsmenü bestand aus einer kräftigen Hühnersuppe mit feinen Suppennudeln, Hühnerfleisch mit Tomatensoße und einem Schweinebraten. Anschließend wurden Teller mit Hanklich und Striezel aufgetragen. Dass zwischendurch auch öfters ein Gläschen Wein geleert wurde, muss wohl nicht speziell hervorgehoben werden. Immerhin achtete man darauf einen „guten“ Wein zu servieren und ein fürsorglicher Vater, der einen heiratsfähigen Sohn im Haus hatte, reservierte schon beizeiten ein „Lejeln“ guten „Hochzeitsweins“.

War der Pfarrer beim Hochzeitsschmaus dabei, wurde meistens auch eine kurze Ansprache gehalten. Auch den „patriotischen“ Moment darf man nicht vergessen, wenn sich alle Hochzeitsteilnehmer erhoben und das Siebenbürger-Lied anstimmten. Ja und dann begann das Tanzvergnügen. Die mittleren Tische aus der Vorderstube wurden hinaus getragen und bei Walzer, Polka, Ländler gab man sich dem Vergnügen hin, bis das den Burschen das Hemd auf dem Rücken klebte.

Am späteren Abend, wenn nun das Tanzvergnügen in vollem Gange war und die Aufmerksamkeit der Hausleute etwas nachgelassen hatte, war es Brauch, dass die jungen Burschen eine Hanklich und eine Flasche Wein stibitzten, um ihren Freunden, die sich da draußen so herumtrieben, eine kleine Freude zu machen. Und irgendwann gegen 11 Uhr schrie dann plötzlich jemand: „De Verstaunden!“ Also, die Maskierten. Meistens war es eine Gruppe junger Leute, die sich irgendwie verkleidet hatten, das Gesicht geschwärzt, und eine kurze Szene aufführten. Beliebt war „die Trauung“, wobei die eigentliche Trauung parodiert wurde und der Ruf des Kuckucks und der Schwanz des Esels eine besondere Rolle spielten. Freilich wurden die Maskierten bewirtet und nachdem sie natürlich „viel Glück und reichen Kindersegen“ gewünscht hatten, verließen sie das Hochzeitsgeschehen,

nicht ohne vorher dem jungen Paar ein obszönes Geschenk zu überreichen.

Wurde es Mitternacht, musste der „gang Muun“ auf einem Stuhl in der Mitte des Raumes Platz nehmen und seine „gang Fraa“ setzte sich ihm auf den Schoß. Die unverheirateten Mägde schlossen einen Kreis um das junge Paar und stimmten das Lied an.

„Ir Medscher schlesst de Ruan –
as Frändjän wäll verzuan:
Mir wällen sai amronjen,
zer Iurdnung sai niå zwonjen....“
Und dann folgte der Text:
„Eruë mät dem Biurten!
Hiirsch te net ?
En Meed mät em Muun
gitt et net!
Cha, cha
te best neo en gang Fraa. «

Dabei wurde der jungen Frau der Borten abgenommen und einem verwandten jungen Mädchen aufgesetzt, zum Zeichen, dass man endgültig aus der Jugend ausgeschieden war.

Es folgte der „Jungfrauentanz“ („Gangfraëndunz“) eröffnet im Walzertakt vom jungen Paar. Nun durfte sich jeder Hochzeitsteilnehmer der tanzen konnte, ein paar Takte Walzer mit der jungen Frau erkaufen, indem er einen Geldschein in ein bereitgehaltenes Körbchen (Gefäß) legte. Dieses Geld nannte man spaßeshalber „Kotschengiëld“ (Windelgeld) und es wurde nach Abschluss dieses ungewöhnlichen Tanzes der jungen Frau übergeben.

Als nächtliches Stärkungsmittel wurden Krautwickel („gefällt Kriekt“) aufgetragen. Anschließend lief dann die Unterhaltung weiter bis in den Morgen, um sich dann langsam aufzulösen. Man brauchte nämlich ein paar Stunden Schlaf, um am „Gangfraëndauch“ (Jungfrauentag) montags wieder einsatzbereit zu sein.

Eine „richtige“ Hochzeitnacht für das junge Paar gab es nicht. Zwar hatte man irgendwo ein Stübchen hergerichtet, aber weil das junge Paar während seiner Hochzeit überall dabei sein musste, konnte von einer Hochzeitnacht gar nicht die Rede sein. Ein paar Stunden Schlaf mussten genügen. Außerdem war es ja nicht ungewöhnlich, dass man, wenn man „versprochen“ war, das Eheleben gelegentlich ein wenig eingeübt hatte. Eine Hochzeitsreise gab es selbstverständlich nicht.

Montag, am „Tag der jungen Frau“, war wieder alles auf den Beinen, um im Hochzeitshaus die unterbrochene Feier fortzusetzen.

Der Höhepunkt des Tages war das „Buckeln“ („Bockelung“, abgeleitet wahrscheinlich von dem kleinen Buckel „Pipesken“, der den Frauen auf dem Kopfe geformt wurde) der jungen Frau samt zweier nahestehender verheirateten Begleiterinnen, wenn möglich eine Schwester und Schwägerin (also Schwester des jungen Mannes). Diese Prozedur wurde von und unter Aufsicht einer Frau „die das konnte“ ausgeführt (also einer Fachbocklerin). Dazu benötigte man ein ziemlich wertvolles Besteck, das Eigentum der Familie war und von der Mutter an die Tochter vererbt wurde.

Bei der Bockelung wurde das gesamte Kopfhaar am Hinterkopf zu einem festen Zopf verflochten. Den zog man über die Mitte des Kopfes bis oberhalb der Stirne, wo er befestigt wurde, um dann „umgeschlagen“ wieder am Hinterkopf zu landen (an der eigenen Wurzel). Jetzt wurde eine weiße gehäkelte oder genetzte Haube, derer Randspitze frisch gestärkt und gefingert worden war, darüber gestülpt und befestigt. Darauf setzte man quer einen U-förmigen Aufsatz, bedeckt von einem Schleier, aus dem man eine ungefähr 10 cm hohe senkrechte Falte bildete, die nun mit Hilfe von 6-8 Bockelnadeln („Buckelnadeln“) an dem erwähnten Aufsatz befestigt wurde. Ganz oberhalb dieses Gebildes wurden zwei spezielle

Bockelnadeln gesteckt, deren Kopf sternförmig war und welche auf Grund ihres spiralförmigen Stiels bei jeder Bewegung leicht erzitterten. Der Hauptteil einer Bockelnadel war ein broschenähnliches Gebilde, bestehend aus mehreren kleinen zusammen geschweißten Hülsen, in die mehrfarbige Steine gefasst waren. Eine „Frons“ (spezielles seidenes Band), die unterhalb des Nackens gelegt wurde und deren beide Enden frei über der Brust hingen, vervollständigte die Bockelung.

(Apropos, Bockelnadeln! Anfang der 80er Jahre musste ich öfters nach Klausenburg fahren. Bei einem solchen Aufenthalt besuchte ich nicht nur den botanischen Garten, sondern auch Museen. In einer Vitrine des Geschichtsmuseums überraschte mich nicht nur ein Häufchen halbkaputter Bockelnadeln sondern, mehr noch ihre Benennung auf einem Täfelchen: „Nasturi“.)

Gebockelt und in Begleitung ihrer zwei Verwandten, stand nun für die frisch Vermählte ein Kirchgang an, um vor dem Altar nun als „Gangfrau“ erneut einen Segen vom Pfarrer zu empfangen.

Später versammelte man sich vor dem Hochzeitshaus, um das Hochzeitsfoto „zur ewigen Erinnerung“ Hochzeitsfoto zu machen. Das soll oft sehr schwierig zu bewältigen gewesen sein, denn da die meisten Männer schon wieder „guter Laune“ gewesen wären, hätte man sie nur mit großer Mühe zusammen halten können und immer wieder wären einige ausgebrochen, was zu



erheblichen Verzögerungen geführt habe.

Die junge Frau wurde nicht entführt, noch wurde ihr ein Schuh gestohlen, wie es anderenorts üblich war. Es wäre auch schwierig gewesen, ihr unbemerkt einen hohen Schnürschuh vom Fuß abzustreifen. Doch wurde der „Gangmuun“ auf eine Sonderprobe gestellt: Versteckt mit zwei anderen Frauen hinter einem Leintuch, musste die junge Frau von ihrem jungen Mann „erraten“ werden. Griff er daneben, kostete es ihn einen Eimer Wein.

An den Ablauf einer siebenbürgisch-sächsischen Hochzeit in Baaßen können sich bestimmt noch viele erinnern, denn die meisten Hochzeiten wurden ja noch traditionsgemäß organisiert und abgehalten. Aber wie war das mit

dem Montag, dem „Gangfraëndauch“? Nachdem dieser Festtag nach dem zweiten Weltkrieg in Baaßen verloren gegangen ist, wer kann da noch sagen, wie dieser „Tag der jungen Frau“ vor mehr als 80 Jahren verlaufen ist?

Beim Planen und Bauen des neuen „Gesalltschefthioses“ (1939-1941), hatte man zum großen Saal querstehend auch einen kleineren Saal vorgesehen und gebaut, mit angeschlossener Küche und entsprechenden Küchenutensilien. Es sollte der Hochzeitssaal für alle Baaßner Sachsen ohne Ausnahme sein, die unter gleichen Bedingungen ihr Familienfest feiern wollten. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen. Die Geschichte wollte es anders.



Weinherstellung in Baaßen

Johann Herberth

Weinherstellung in den Hauswirtschaften bis zu der endgültigen Enteignung der Weingärten von 1946-1948

In einer Gemeinde, in welcher der Weinbau einen so bedeutenden Platz inne hatte, war die Weinherstellung ebenso wichtig, denn Letzteres war ja der eigentliche Sinn des Weinbaus. Nur Wein als Endprodukt konnte vermarktet werden und nahm somit eine wichtige Stelle im wirtschaftlichen Haushalt eines Weinbauern ein.

In der nachfolgenden Beschreibung der Weinerzeugung in Baaßen werde ich mich bemühen, die Handlungen so darzustellen, wie ich sie damals als 12- bis 14- jähriger Junge noch erlebt habe. Es wird also keine Abhandlung mit technischen Methoden oder Verfahren der Weinherstellung sein, obwohl diese schon damals ausgereift und bekannt waren, wenn auch vielleicht nicht jedem Weinbauern.

Die Baaßner Weinbauern verfügten über Jahrzehnte lange Erfahrungen und waren dennoch offen für Neues in der Weinherstellung. Hierzu möchte ich nur die Erneuerung oder Modernisierung der Mostpressen in den zwanziger und dreißiger Jahren erwähnen. (Neue Pressen oder Umbau der alten Holzpressen mit

Metallspindel, dotiert mit einem ratschenartigen Vortrieb. Hier und dort sogar eine Handpumpe zum Umfüllen der Weine in den Fässern).

Bei der „Weinerzeugung“, also die Arbeiten im Weingarten, hatten auch die Frauen einen großen Anteil, vielleicht den zeitaufwendigsten. Doch die „Weinherstellung“ im Keller war :

„immer „Männersache“ - schon aus Tradition. Ein gutes Gelingen - der erhoffte Lohn.“

So fragte sich auch meine Großmutter immer, wenn sie beobachtete, mit welchem Eifer und mit welcher Hingabe die Männer bei der Lese und weiter bis zum Auffüllen des Fasses dabei waren: „Wie haben die Männer so viel Gefallen an diesen Arbeiten?“

Ja, das Auffüllen der Fässer mit Most war eine fast feierliche Handlung, es war Hoffnung und Erwartung zugleich, wie eine Vor-Verkostung des erhofften Weines. Damit ließe sich die „Tradition“ womöglich auch erklären. Doch war sie nicht auch noch vererblich? Denn junge Männer in Baaßen waren noch immer mit Herz und Geschick bei der „Sache“, als es schon lange keine Weinberge mehr gab und Wein nur noch aus Trauben der Hof- und Hauswandreben erzeugt wurde.

Die Weinherstellung ist von den Männern in Baaßen nie ganz vergessen worden. Es war Stolz und Tradition, im Haus einen guten Tropfen zu haben.

Jetzt aber zurück in die Zeit, als in Baaßen noch viel Wein in den Wirtschaften erzeugt wurde.

Was gehört eigentlich außer guten, reifen Trauben noch zu einer Weinherstellung?

Ich meine, ebenso wichtig sind gewisse Kenntnisse von der Umwandlung des Mostes in Wein. Der Besitz der richtigen Geräte und Gerätschaften für die Herstellung, angefangen bei der Traubenernte, sind von großer Bedeutung. Ein Baaßner wusste, dass jede Berührung des Mostes mit Eisen vermieden werden soll. Folglich waren alle Geräte aus Holz gefertigt (Plastik oder Inox gab es noch nicht).

Genauso bedeutsam war das Vorhandensein geeigneter Räumlichkeiten für eine ungestörte Gärung ohne große Temperaturschwankungen (ideal bei 16-18 °C). Deswegen war jedes Haus mehr oder weniger tief im Erdreich unterkellert. Die Kellerräume besaßen nur kleine Lüftungsfenster, denn dunkel sollte es auch noch sein. In Baaßen konnte jeder Weinbauer diese Bedingungen erfüllen.

Doch reichten die technischen Voraussetzungen (Wissen, Geräte, Trauben), um auch immer einen guten Wein zu erzeugen? Heute ist das schwer einzuschätzen. Damals gehörte noch eine gewisse seelische Gemüteseinstellung dazu. Bei den Männern war diese schon immer vorhanden, doch je näher die Weinlese kam, desto mehr wurde die ganze Familie mit einbezogen. Man erwartete die Weinlese wie ein großes Fest, schon Wochen voraus. Bestimmte Vorbereitungen wurden getroffen, ich meine jetzt nicht die unmittelbar nötigen für die Weinlese, sondern Handlungen wie: das Mästen der Gänse, des Truthahns oder gar das Sicherstellen eines Lamm-bratens. Ja, es gab bei der Traubenlese immer ein gutes Festessen.

Für die Jungen im Schulalter gab es ein Stück extra Freiheit. Man durfte die erste Zigarette rauchen! Freilich waren es nur solche Selbstgedrehten, mit Maishaar als Ersatz-Tabak in einem Papierzettelchen eingewickelt. Der blau-weiße Rauch war etwas zwickend, bei einem kräftigeren Zug gab es ein kleines „Pock“ und schon brannte der Stummel mit Flamme.

In dieser Vorstufe der Weinlese mussten aber noch manche Feldarbeiten erledigt werden, hauptsächlich die uns Kindern ziemlich unbeliebte Maisernte (Kukruss-Uábrièchen). Lediglich bei

dem abendlichen Entblättern der Maiskolben im Schuppen machten wir gerne mit. Hier konnte man hören, was sich Erwachsene so alles sagen und erzählen. Beliebt war auch die kleine Pause zwischendurch mit frischem Brot und Trauben dazu (gold-rostige Gutedel). Je nach Witterung sollte aber auch die Weizen-Aussaat noch vorgenommen werden. Man war guten Mutes, wenn man bei der Weinlese in den „Nuaen“ oder „Fliejern“, in die „Schäffa“ oder „Schabräck“ blickte und die Saat schon sprießen sah.

Nur zwischen diesen Feldarbeiten konnte sich ein Baaßner Bauer dann auch mit den Vorbereitungen für die Weinlese befassen.

Hiermit sind wir dann beim eigentlichen Thema. Das Wort oder der Begriff „Weinlese“ war auch in Baaßen im Sprachgebrauch. Doch üblicherweise sagte man zu dem ganzen Vorgang einfach „Harvest“. Ich finde diesen Ausdruck auch zutreffender, er umfasst alle notwendigen Tätigkeiten für die Traubenernte und ihre Verarbeitung (Wein kann man ja nicht „lesen“ oder sammeln, er muss zubereitet werden!).



„Harvest“ reife Trauben (22 Proben, das sind 220g Fruchtzucker/Liter)

Alle Weinbauern konnten abschätzen, wie weit die Traubenreife vorangeschritten war und somit auch den ungefähren Beginn der Lese. Das war auch nicht so schwierig. Zu dieser Zeit war die Weinlese um den 15. Oktober üblich. Den genauen Tag aber bestimmte die Berggemeinde. Sie machte auch die nötigen Mostproben. Waren es nur 18 Proben und die Wetteraussichten gut,

sollte man noch ein paar Tage warten, bis 19 bis 20 Proben erreicht waren.

In der Wartezeit gab es viel zu tun. Alle Hilfsgeräte herausholen, reinigen, in guten Zustand bringen. Ich versuche eine kleine Auflistung:

„Schiëfker“- Kleine Holzfässchen mit Griff; sie dienten nur zum Sammeln der Trauben.

„Bött“ – Bütt; ovales, hohes, konisches Holzgefäß, eine Seite flacher, mit Tragriemen; es sollte auf den Rücken des Bütt-Trägers passen.

„Harvestbidd“- großer Holzbottich (Zuber), konische Form, breiter Boden, oben kleinere Öffnung; zweckmäßig für den Transport der Maische aus dem Weingarten, diese schwappte darin nicht so leicht über.

Um auf den „Lieterwuejen“ zu passen, mussten die normalen Seitenteile des Wagens ausgetauscht werden.

„Kiëlter“ - Kelter (Presse); ausräumen, Korbteile und Zwischenhölzer reinigen, Spindel schmieren, Mostschlauch oder Rinne reinigen.

„Koffen“ - Fässer im Keller gründlich kontrollieren. Wenn der Verdacht auf Undichte bestand, weil die Fässer lange leer standen oder der Geruch am Spundloch nicht ganz stimmte, mussten diese aus dem Keller herausgerollt werden. Im Hof wurden sie auf zwei Holzträger gestellt und mit kochend heißem Wasser innen durch alternatives Rollen ausgewaschen („Gèbeed“).

Dieser Vorgang war ein Grund, warum es in Baaßen keine großen Fässer gab. Die größten mir bekannten Fässer hielten auch nur 120 Eimer. Die Mehrzahl jedoch fasste 50-80 Eimer.

Nach dem Reinigen wurden alle Fässer geschwefelt, indem eine entsprechend große Schwefelstange im Inneren des Fasses abgebrannt wurde.

Je nach Ertragslage im Weinberg musste jeder Weinbauer abschätzen, ob seine Fässer für die Aufnahme der möglichen Mostmenge reichen würden. Zur damaligen Zeit gab es in Baaßen zwei „Beddner-Miester“ (Küfer-Meister), welche auch neue Fässer aus heimischem Eichenholz herstellten. Dies waren Haner Franz (168) und Waedt Martin (498). Ihnen folgten dann bis in die 80er Jahre Henning Daniel und Guist Johann.

Die Weinlese = „Dèr Harvèst“

**„Dè Bladder verdrejen, der Harvèst äss hai,
seng Faddemcher flejen um Hemmel vèrbai.“**

„Wer es noch kann, soll weiter singen. Dieses Lied kann Stimmung bringen. Wie einst vor langer Zeit, an die man sich nur noch erinnert heut.“

Wie schon gesagt, ausschlaggebend für den Beginn der Traubenlese war deren Reifegrad. Ergaben sie um die 20 Proben auf der Kloster-Neuburger-Mostwaage, beschloss die Berggemeinde, die Eröffnung der Weinlese gewöhnlich um den 15. Oktober herum festzusetzen.

Diesem Beschluss unterlagen in Strenge nur die beiden großen Halden. Kleinere Weinberge, wie der Mühlenberg, die Schaser Weingärten und Langgewand konnten auch nach eigener Schätzung ein paar Tage früher mit der Lese beginnen. Der Vorteil bestand darin, dass bei der richtigen Weinlese manche schon „Spritzigen“ hatten.

Sahen wir als Kinder dann am späten Nachmittag so manchen Bauernwagen mit der „Harvestbidd“ voll mit Traubenmaische aus den Weinbergen kommen, dann wussten alle: „Jetzt geht es los und wir bekommen schulfrei!“ Das gab es auch tatsächlich.



„Harvestbidd“ aus altem Eichenholz

Am Vortag der Lese herrschte Hektik auf dem Hof. Der Wagen musste umgebaut und mit der „Harvestbidd“ beladen werden, mit dazu kamen auch die kleineren Geräte. Die Hausfrau wurde kräftig mit einbezogen. Ihre Aufgabe bestand darin, Brot zu backen, eine Gans oder einen Hahn zu schlachten und womöglich schon vorzukochen, denn im „Harvèst“ mussten alle Familienmitglieder auch im Weingarten dabei sein.

Endlich war es so weit. Schon am frühen Morgen ging es los. Manchmal klapperten die mit den Holzgeräten und Kindern beladenen, von Vieh gezogenen Wagen bei dichtem Nebel in Richtung „Neue Halde“, denn man war bemüht, einen möglichst guten Parkplatz zu erwischen, um die Bütt nicht so weit tragen zu müssen. Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, zuerst hier und dann in der „Großen Halde“ mit der Weinlese zu beginnen. Doch nicht alle Bauern hatten Weingärten in der „Neuen“, so wurde es stillschweigend hingenommen, wenn manche die Lese gleich in der „Großen“ angingen.

Für uns Kinder aber war dies ein Ärgernis. Wir mussten das Vieh beim freien Grasens hüten und die von „Drüben“ fackelten das trockene Gras an der Südseite der „Gletsch“ ab! Trotzdem hatte unser Standort auch Vorteile. Auf einer kleinen Waldwiese am Rande vom „Kirchbäsch“ konnten wir immer ein Feuer machen, um die erwähnte Zigarette aus Maishaar in der Glut anzuzünden. Unser „Anführer“ war damals immer der „Sifften Pitz vun der Aa“. Er war ja auch zwei Jahre älter und so hatte er einmal ein richtiges Päckchen Zigaretten dabei. Es waren nicht etwa die günstigen „Plugar“, nein, es war die Luxusmarke „National“, lang und mit goldfarbenem Filter! Dafür, dass wir den Sifften Pitz und seine mitgebrachten Zigaretten so viel bestaunten, durften wir, seine „Jünger“, alle einmal probieren.

In den Folgejahren, etwa ab dem 10. Lebensjahr, mussten dann auch wir beim Traubenernten helfen. Ein jeder bekam sein „Schiéfken“. War es voll, dann brachte man die Ernte zum „Böttendrajèr“ und leerte sie in seine „Bött“ (Bütt). Der wiederum zermaischte die Trauben mit dem „Maischholz“ (ein griffiger Holzstab mit Äste-Stummel am Vorderende). Wurde die Bütt voll mit Maische, brauchte der Träger manchmal Hilfe, um das Gefäß auf den Rücken zu heben (voll gefüllt, waren es um die 40

kg). Als Stütze beim Abstieg an den meist steilen Hängen hatte er einen Haselstock. Nach dem Entleeren der Maische in die „Harvestbidd“ (Zuber) auf dem Wagen, machte man dann immer eine Kerbe in den Stab. So wusste man ungefähr, wie viel Trauben der betreffende Weingarten „gegeben“ hatte. Das Entleeren der Bütt auf dem „Harvèstlieterchen“ stehend, musste man können. Es bestand Sturzgefahr. Ich selbst durfte einmal im „Fliejer“ mit 12 Jahren probenhalber die halb volle Bütt zum Wagen tragen.

Hier möchte ich noch das bei den Kindern so beliebte „Zurpen“ erwähnen. An vielen Stellen in den Hecken wuchs eine Staude mit langem, hohlem Stiel. Dieser war im Herbst trocken. Der Stiel wurde zurecht geschnitten und diente als Strohalm, mit welchem man den recht trüben, jedoch süßen Most aus der „Bidd“ saugen konnte.

In der Zeit, auf die ich mich hier beziehe, gab es bei der Traubenlese noch einen Brauch. War man am Ende des letzten Weinberges, sollten die Kinder dies auch kundtun und zwar durch lautes Rufen über die Halde:

„Vivat Pierschenkarren, wie mech sechch, die huèt mech garren, wie mech sech, die wett mech hun, òwer è witt mech net bèkunn.“

(Vivat, Pfirsichkern! Wer mich sieht, der hat mich gern! Wer mich sieht, hätte mich genommen, aber er wird mich nicht bekommen!)

Wo hier der Zusammenhang mit der Weinlese bestehen sollte, weiß ich auch heute noch nicht. Eine Anspielung auf die bestehende Gefahr nach einem zu ergiebigen Genuss von Trauben oder Most, stellte ein anderer Ausruf dar:

„Vivat, vivat, Harvestgièst, hault ech niò dè Gòtschen fièst!“

Die Rumänen hatten dazu eine geeignetere Redensart: „Vivat am gàtat, nici un strugure n-am lăsat!“

Erwähnenswert ist auch die Tatsache, dass die letzten Leser (Harvester) nach alter Sitte und Brauch die „Wönjertheider“ ins Dorf bringen mussten. Da alle Trauben gelesen und abgeerntet waren, hatten Letztere jetzt nichts mehr zu hüten. Bei den „Heimbringern“ gab es dann eine gute „Tokanà“ und einen guten Wein. Die Heimbringer waren gewöhnlich die Weinbauern mit den meisten Weingärten (Parzellen), wie Ehrlich Pitz (264) und noch ein paar andere.

Nur so viel sei zu der Lesearbeit im Weingarten gesagt: war die große „Harvestbidd“

zu $\frac{3}{4}$ voll mit Maische, oder es war später Nachmittag, wurde die Lese eingestellt. Der Heimweg musste vorsichtig und behutsam begangen werden, sonst bestand die Gefahr, dass der kostbare Most aus der „Bidd“ überschwappte.

Es gab so gut wie keine Sortenlese, weil bereits der erste Anbau nach der Reblaus nicht auf Sorten ausgelegt war. Doch die Mischungen aus Mädchentraube (Aast), Riesling, Königsast und Zugaben von Neuburger, Silvaner, Ruländer und Reste von Gutedel (die schönsten dieser Exemplare wurden schon früher zur Aufbewahrung geerntet), ergaben einen schmackhaften und bei Vollreife auch süßen Most.

Im Hof selbst gab es dann erneut viel zu tun: das mühselige entladen der „Bidd“ mittels „Schiefkén“, das Aufschütten der Maische in den Kelterkorb, unterlegen der geeigneten Zwischenteile, laufendes Pressen, erhöhen des Druckes durch drehen an der Spindel - wo diese schon aus Stahl war, ging es leichter, doch bei einer alten Holzspindel mussten auch schon mal zwei Männer ran. Gewöhnlich stand der Kelter im „Schopen“, also beträchtlich höher als die Fässer im Keller, damit war ein natürliches Abfließen des Mostes in die Fässer möglich. Manch einer besaß hierfür einen Schlauch oder eine einfache Holzrinne. Doch nicht auf jedem Hof wurde diese Möglichkeit genutzt. So wurde der Most oft unmittelbar am Kelter in ein geeignetes „Schöff“ (Zuber) geleert und dann mit einem „Schiëfken“ oder einem emaillierten Eimer in den Keller getragen, wo er in den Fülltrichter des Fasses geschultert wurde. Dies war im Wesentlichen Männerarbeit.



„Kièlter“ - Kelter zum Auspressen der Traubenmaische (Mostpresse) Hier alter Holzkelter, Baujahr 1934, im Hof von Michael Kinn.

Die Hausfrau hätte indes 4 Hände haben müssen, um alles zu bewältigen: Das Festessen des ersten Lesetages fertig machen, das Kleinvieh versorgen, die Kinder beaufsichtigen und vieles mehr. Zum eigentlichen Abendessen kam es recht spät, dafür schmeckte es allen umso besser. Anschließend musste man möglichst schnell ins Bett gehen, denn am nächsten Morgen hieß es wieder früh aufstehen.

Zum Keltern (pressen) der Maische muss gesagt werden, dass die Presse die ganze Nacht unter Druck blieb, um möglichst den gesamten Most zu erhalten. Doch selbst dieser Vorgang bedeutete kein gänztliches Auspressen der Trauben. Manchmal wurde der Vorgang mit einmal gelockertem Trester wiederholt. Man nahm jedoch das Keltern nicht so genau, denn ein zu trockener Trester ergab nachher entsprechend weniger „Pali“ und diesen Mutmacher brauchte man auf dem Bauernhof. Die Gärung des Tresters erfolgte in einem eigens dafür vorgesehenen Holzfass, jedoch oben mit einem offenen Boden, wie bei der „Bidd“. Der Trester wurde dort eingestampft, sowie Schicht gelbe Sanderde zum Abdichten, so konnte alles unter Luftabschluss vergären. In den Wintermonaten wurde dann der „Pali“ gebrannt, meist hochkarätig, ein Alkoholgehalt von 50% war üblich, was heute kaum noch jemand trinken würde.

Gärung und ihre Führung im Keller

**Ist der Most im warmen Keller,
wird er zu Wein, langsam oder schneller.**

Bei der Kelterung wurde möglichst noch einmal der Zuckergehalt überprüft, denn nicht aus jedem Weinberg war er gleich. Dies war abhängig von der Lage. So konnte man annähernd die Mostgüte in den gefüllten Fässern bestimmen. Eine Anreicherung, obwohl bekannt, war nicht üblich, weil sich dies zu dieser Zeit kein Bauer leisten konnte.

Jeder Weinbauer in Baaßen verfügte über die nötigen Kenntnisse für eine erfolgreiche Gärung:

Sauberkeit und eine gleichmäßige Temperatur, möglichst zwischen 16-18 °C.

Es durften sich keine Kartoffeln oder gar Sauerkraut im selben Raum befinden.

Sicher war der chemische Prozess der Umwandlung von Traubenzucker in Alkohol nur wenigen bekannt. Doch wusste man, dass Wärme und ein gefährliches Gas (CO₂) entsteht, welches sich im Keller ansammeln kann. Aus diesem Grund musste wegen der Erstickungsgefahr auch eine gleichmäßige Lüftung gewährleistet sein.

Jedes Fass wurde nur so weit mit Most gefüllt, dass der sich bildende Schaum nicht durch das Spundloch austreten konnte. Gärverschlüsse wurden nicht verwendet. Man gab einfach einen Apfel auf das Spundloch, um den Eintritt von Frischluft und Essigfliegen in das Fass möglichst zu verhindern, da Essigbakterien schon im gärenden Most einen „Essigstich“ erzeugen konnten.

Was die eigentliche Gärhefe anbelangt, so verließ man sich vollkommen auf die im Herbst in der Natur vorkommende. Reine Zuchthefer für bestimmte Zwecke, wie z.B. Kaltgärhefe, die auch noch bei 10 °C aktiv ist, oder Hefe für bestimmte Sorten waren nicht üblich.

Bei kälterem Herbstwetter wurden manchmal schon vor der Lese Gärproben angesetzt. Waren diese gelungen, so konnte der frische Most im Fass sozusagen „geimpft“ werden.

Die Gärung im Keller wurde laufend beobachtet. So sollte die Temperatur nicht zu stark abfallen, was bei zu starker Lüftung erfolgen konnte, wenn z.B. die kalte Jahreszeit bereits im November eingetreten war. Wurde die Lüftung gedrosselt, war Vorsicht geboten. Erlosch nämlich eine sich in Bodennähe aufgestellte brennende Kerze, bestand Erstickungsgefahr.



„Em Kaller“- Weinausbau in Holzfässern auf traditionelle Art.

Quitten dienen zum Verschluss des Spundloches.

Wichtig waren die direkt aus dem Fass entnommenen Trinkproben. Da diese noch viel Traubenzucker enthielten, durften auch Kinder davon eine Kostprobe nehmen. Etwas ganz Besonderes, dieses scharf prickelnde Getränk! Gab es keinen verdächtigen Geschmack oder keine unangenehme Geruchsnote, war alles in Ordnung und man hoffte auf einen guten Wein.

Weinbehandlung im Keller

Bei nachlassender Gärung (nach etwa 3-4 Wochen) wurde das Fass möglichst mit gleichwärtigem Gut aufgefüllt. Der Luftraum im Fass sollte so klein wie nur möglich sein. Doch fest verschlossen wurde das Fass noch nicht. Es blieb weiter der Apfel auf dem Spundloch. Später dann, ganz lose, der Holzstopfen. Wann die Gärung abgeschlossen war, schätzte man nach der eintretenden Selbstklärung des Weines ab. Dauerte dieser Vorgang lange, ließ man sich noch Zeit. Zwar wusste man, dass dieser Prozess auch beschleunigt werden konnte, z.B. durch Behandlung mit Bentonit, Gelatine, Eiweiß oder Tannin, doch wagte sich kaum ein einfacher Weinbauer an solche Methoden.

Die eigentliche Behandlung der Weine im Keller war für die Baaßner Weinbauern das „Abziehen“ (der Abstich) der abgestorbenen Hefe und der abgesetzten Verunreinigungen. Diese Handlung vollzog man immer Ende November oder Anfang Dezember, wenn die natürliche Klärung schon fortgeschritten oder wenigstens eingesetzt hatte.

Bei dieser Arbeit wurde zugleich auch die erste Behandlung mit Schwefel vorgenommen. Schwefeln war und ist die wichtigste Maßnahme zur Gesundung der Weine. Dieser Vorgang war in Baaßen zu der Zeit faktisch die einzige angewandte Behandlung des Weines. Aus heutiger Sicht wurde auch das nicht wissenschaftlich korrekt durchgeführt. Es zählte die Erfahrung des Einzelnen oder aber es war bloße Glückssache.

Im noch leeren Fass, in das der abzugehende Wein eingefüllt werden sollte, wurde ein an einem Draht hängender, mit einer Schwefelschicht überzogener Kartonstreifen verbrannt. Die Größe der Streifen schätzte man nach der Größe des Fasses ab. Das sich durch die Verbrennung

bildende SO₂ (Schwefeldioxid) verblieb als Gas im leeren Raum des Fasses, ein Teil davon auch in den Holzporen der Dauben, oder aber in den paar Eimer Wein, welche vorsorglich zum Schutz der unteren Dauben eingefüllt wurden. Es tropfte immer heißer, flüssiger Schwefel von den brennenden Stangen. Wurde nun der Wein mittels Trichter eingefüllt, löste sich das SO₂ im Wein auf und ergab eine Schweflige Säure (H₂SO₃), welche die noch im Wein vorhandenen schädlichen Bakterien beseitigen konnte. Wie gesagt, erfolgte alles ohne genaue Analyse der nötigen Menge an Säure, lediglich gemessen an der Weinmenge. Fast könnte man sagen, es war auch Glücksache. Es gab für einfache Bauernwirtschaften noch keine 10-20%igen flüssigen Schwefeldioxidlösungen, mit denen eine Schwefelung nach Bedarf leicht möglich wäre.

Aus heutiger Sicht waren diese Handlungen nicht korrekt. Sie konnten sogar schädlich sein, wie z.B. eine zu starke Lüftung des Weines durch freies Umschütten. Das Schwefeln war vor allem Erfahrungssache.

Wer stellte gar den Säuregehalt seines Weines fest? Dies zu tun, wäre aber wichtig für den Geschmack und die Haltbarkeit des Weines gewesen.

Einfache Handlungen zum Feststellen möglicher Krankheiten wurden aber unternommen. Hierzu erwähne ich den „**Braunen Bruch**“, eine Oxidation des Weines, besonders wenn es verstärkt faule Trauben gab (auch der Metallgehalt kann dies fördern). Überprüft wurde dies, indem eine Probe an die freie Luft gestellt wurde. Nahm der Wein einen schmutzig-braunen Farbton an, so musste gehandelt werden (Schwefeln). Selten kam es vor, dass der Wein einen falschen Geruch hatte, z.B. nach faulen Eiern (zu später Abstich) oder einen Schwefelgeschmack (Überschwefelung). In beiden Fällen konnte eine starke Belüftung des Weines Abhilfe bringen.

Damit sind wir am Ende der mir bekannten Behandlungen der Weine in privaten Hauswirtschaften im früheren Baaßen.

Die ganze Weinchemie ist eine komplizierte Angelegenheit. Die wenigsten Baaßner Winzer hatten in dieser Hinsicht eine entsprechende Ausbildung. Dafür aber beachtliche Erfahrung, überliefert von ihren Alten oder aufgrund eigener Versuche.

Man setzte vor allem auf Vorbeugung durch saubere Arbeit. Bei der Lese wurden möglichst

verfaulte oder verschimmelte Beeren ausgesondert. Die Weinlese wurde gewöhnlich nur bei Vollreife unternommen, Das war die beste Möglichkeit, einen natürlichen, gesunden Wein zu erhalten. Angestrebt wurde immer ein Zuckergehalt von 190-210 g/l im Most. Also 19-21 „Proben“ mit der damals genutzten Kloster-Neuburger-Mostwaage. Ganz grob konnte man auch den möglichen Alkoholgehalt im künftigen Wein abschätzen. Für 1% Alkohol im Wein müssen ungefähr 17 g Fruchtzucker vergären, also $200 : 17 = 11.76$ % Alkoholgehalt. Mit der richtigen Säure, war ein solcher Wein natürlich stabil und weniger krank.

Kranke Weine gab es also meist nur in schlechten Jahren, wenn die Trauben nicht reifen konnten oder faulten. Nach meinen Kenntnissen war dies besonders im Jahr 1933 der Fall. Dies wurde in Baaßen oft erwähnt, weil es eine ganz extreme Situation gewesen ist. Die Trauben sollen nur 10 Proben ergeben haben und waren damit für die Herstellung von Wein untauglich! Eine Nachzuckerung in den Jahren gab es noch nicht. Es war einfach nicht so viel Zucker da und die nötige Menge wäre auch unerschwinglich für bäuerliche Wirtschaften gewesen.

Mögliche Krankheiten der Weine waren zum Teil bekannt und gefürchtet, weil eine Behandlung schwierig war. So wurde zum Beispiel ein Wein mit ausgeprägtem „Essigstich“ aufgegeben, da er unverkäuflich war.

Das „Kahmigwerden“ der „schwachen“ Weine war auch bekannt, konnte aber durch korrekte Aufbewahrung weitgehend vermieden werden. Den „Braunen Bruch“ habe ich schon erwähnt. Er konnte auch durch Metallkontakt entstehen. Ein Schwachpunkt an den Holzfässern war die Eisenschraube an dem Türchen. Es gab keine sichere Dichtungsmasse.

Doch genug jetzt über Weinkrankheiten. Sie waren selten in Baaßen, weil die Bauern lieber präventiv (vorbeugend) vorgehen.

Wenn nach dem ersten Abzug (Anfang Dezember) alles gut verlief, d.h. wenn alle Gärungs- und chemischen Abläufe abgeklungen waren und der Wein schön klar war, dann stand gewöhnlich im Mai der zweite Abzug an. Dabei wurde auch die zweite Schwefelung unternommen. Sie sollte sicherstellen, dass der Wein auch gut über die warme Jahreszeit kommt und verkauft werden konnte.

Wie schon erwähnt, Behandlungen des Weines mit „Verschönerungsmitteln“ oder Filterpressen wurden im Allgemeinen nicht angewandt, die natürliche Klärung musste reichen.

Wie könnte man heute den fertigen Wein, welcher in Baaßner Wirtschaften erzeugt wurde, beschreiben? Obwohl in allen Wirtschaften nur Mischweine erzeugt wurden, gab es den einheitlichen „Baaßner Wein“ nicht. Es gab bedeutende Unterschiede zwischen den Anbaugärten, so ergaben z.B. die Trauben vom „Kremerrien“ oder „Stienwöngert“ eine andere Note als die aus den „Melzern“.

Hatte ein Bauer seine Weingärten mehrheitlich in der „alten“ oder „neuen Halde“, waren auch die erzeugten Weine etwas unterschiedlich.

Weil die Mischung beim „Baaßner Wein“ nicht mit fertigem Wein vollzogen wurde, sondern bei der Traubenlese, in großer Mehrheit mit weißen Trauben, würde ich ihn so bezeichnen als:

Tafelwein Natur mit regionalem Charakter. Natur steht für Weine, bei denen keine „Anreicherung“ unternommen wurde. Regional könnte für Kokeltal stehen.

Trocken oder auch halbtrocken, also der Restzucker wird nicht als süß empfunden.

Goldig-klar und glänzend, vielleicht manche auch mit leichtem grünlichem Schimmer.

Süffig waren sie allemal. Das bedeutet, nicht schwere, zum Trinken anregende Weißweine.

Dies soll jetzt aber nicht den Eindruck erwecken, die Baaßner waren alle auch fleißige Trinker. Sie hatten ja den Wein im Keller (geschätzter Durchschnitt vielleicht 120-200 Eimer im Herbst). Nein, in Bezug auf das Trinken waren sie eher zurückhaltend, vielmehr nur an Sonn- und Feiertagen kam ein guter Wein auf den Tisch. Sicher, an Festen und in Gesellschaft wurde manchmal auch über den Durst getrunken. Bei Taufen und Hochzeiten ging man mit einer Flasche vom Besten zum Fest!

Aber sonst hielt man sich an den so sinnvollen Spruch:

**„Wasser macht weise, lustig der Wein,
drum trinke beide, um beides zu sein!“**

Es folgen ein paar Bemerkungen zu der Menge des in Baaßen jährlich erzeugten Weins in den bäuerlichen Wirtschaften bis zu der Enteignung 1946.

Vorneweg ist zu sagen, dass es keine Statistik von den jährlich erfassten Mengen gibt. Vielmehr

können sie nur in etwa errechnet werden. In Baaßen gab es mehrheitlich steile, nicht hocherträgliche Weinanlagen. Man nimmt an, dass 5000-6000 kg Trauben pro ha gut waren. (Unsere Großväter oder Ur-Großväter hatten eine einfache Rechnung: Wenn es im Herbst 1 kg Trauben pro Rebstock gab, sollte man zufrieden sein.) Auf 1 ha fielen 4200 l, etwas mehr als 6000 Stöcke, das entspricht in etwa 4200 l Wein. Gab es eine produktive Fläche von 90 ha, so ergab sich folgende Rechnung: $4200 * 90 = 378.000$ l oder anders gesagt, 37,8 Wagons. Diese errechneten Zahlen decken sich weitgehend mit Angaben von Leuten, welche noch lebendige Erinnerungen an ihre Weinwirtschaft haben. So sagte Peter Sifft (von der Aa), dass sie von ihrem Joch Weingarten im Herbst 250 Eimer Most hatten. Aus dem Haushaltsbuch der Kirchengemeinde um 1800 lässt sich eine Menge von 29.320 Eimern errechnen. (Heimatbuch S.156)

Man kann aber davon ausgehen, dass es eine Zeit gab, als in Baaßen sehr viel Wein gelagert wurde. Besonders in den vierziger Kriegsjahren wurde ungerne Wein verkauft, da es einen starken Preisverfall bedingt durch die Inflation gab. So gibt Hermann Michael (Steingasse) an, dass er in seinen Kellern einmal sogar ~ 2 Wagon Wein hatte. Klingt glaubhaft, wenn man hört, dass er durch familien- und kriegsbedingte Wirtschaftszusammenführung als erst 15jähriger die Führung der jetzt größeren Weinbaufläche innehatte und dies auch gut geschafft hat. So waren auch bei Sifft Peter in der besagten Zeit 5 Tonnen im Keller. Ich selbst habe in einem Kurscher Keller (275) auch eine vergleichbare Menge gesehen. Also ist es vorstellbar, dass es in Baaßen in bestimmten Jahren viel Wein gab.

Über Verkauf und Vermarktung

Der Verkauf, also die Verwertung des erzeugten Weines, war immer eine schwierige Sache, weil es keine gemeinsamen Abläufe oder Preisabstimmungen gab. Man war abhängig von Weinhändlern aus der näheren oder auch fernen Umgebung. Manche hatten dauerhafte Beziehungen zu Tîrnăveni oder Tg.-Mures. Andere wiederum in der Kronstädter Gegend. Weil es keine Flaschenabfüllung gab, galt als Maßeinheit zum Verkauf immer nur der Eimer

(10 l), Transportmittel war der Viehwagen mit 1-2 Fässern unterschiedlicher Größe darauf.

Lieterwuèjen“- Leiterwagen mit 2 Fässern darauf, vorbereitet für den Weinverkauf.



Ich selbst habe keine genaue Erinnerung an erzielte Preise. Sicher gab es große Schwankungen, je nach Jahrgang und Marktlage, also war der Wein gar keine so sichere Einnahmequelle der Weinbauern. Wie den Aufzeichnungen von Michael Kinn (Heimatbuch S. 230) zu entnehmen ist, konnte man 1935 einen Liter Wein für 7 bis 9 Lei kaum verkaufen. In den folgenden Jahren erzielte man zwar auch höhere Preise, bis hin zu 20 Lei pro Liter (Sifft Hans, Steingasse), was aber auch keine Wertsteigerung sein konnte, sondern Einfluss der allgemeinen Teuerung war.

Heute fehlt uns der Wertbegriff eines rumänischen Lei in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ob Zufall oder auch nicht, zur Zeit ist ein guter Tafelwein in Rumänien auch für 6 bis 8 Lei zu haben (~ 1,85 €). Also hätte ein Weinbauer auch heute einen schweren Stand, müsste er den großen Arbeitsaufwand in den Hanglagen verrechnen.

Damit schließe ich die Zeit bis zur Enteignung der Weingärten ab und bemühe mich, auch etwas über die Weinerzeugung nach 1948 in Erinnerung zu bringen.

Weinerzeugung in der Zeit der Staatsfarm

Die Weinherstellung in Baaßen in den privaten Haushalten endete nicht mit der Enteignung der Weingärten. In den folgenden Jahren hatten die Leute noch Zugang zu den Weinbergen als Arbeiter oder Anfang der

fünfziger Jahre als „Kontraktnehmer“. Das bedeutete, man verpflichtete sich, alle anfallenden Arbeiten in einem Jahr für die Pflege der Reben auf einer vereinbarten Fläche zu erfüllen. Als Entlohnung gab es eine Mischform aus Geldentlohnung und in Form von Teilrechten an Trauben, welche überplanmäßig erzeugt wurden. Hier möchte ich nur die erhaltenen Anteile hervorheben, um damit die, auch in Sozialistischer Zeit (in den fünfziger Jahren), in manchem privaten Hauskellern noch größeren Mengen Wein zu erklären.

Zusammengefasst bedeutet das, in den Jahren (ab 1953-54?) konnte in Baaßen jeder frühere Weinbauer jetzt von der Staatsfarm eine beliebig große Rebfläche auf Kontraktbasis zur Bearbeitung und Pflege übernehmen (in der Regel aber nicht größer als 1 ha). Von dieser Vertragsart erhofften sich beide Seiten gewisse Vorteile. Die Staatsfarm konnte ohne großen Aufwand eine artgerechte Bearbeitung der Rebflächen erreichen und die Kontraktnehmer wiederum hatten einen möglichen Zusatzverdienst, denn viele übten nach der Enteignung bereits andere Tätigkeiten aus.

Als Lohn galt eine Bezahlung in Lei, entsprechend der Fläche, nach den damals gültigen Arbeitsnormen, und eine Beteiligung an der überplanmäßig erzeugten Traubenmenge.

Auf Grund der schwachen Erträge in den Vorjahren, setzte die Staatsfarm den Plan pro Hektar relativ niedrig an, um sicher zu gehen, ihn als erfüllt melden zu können. Die Leute wussten, dass ein solcher Plan bei korrekter Bearbeitung und guter Witterung leicht übertroffen werden konnte. Darüber hinaus war es möglich, auf den freien Flächen, wo schon Rebstöcke fehlten, nach Belieben Kartoffeln oder Gemüse anzubauen und dieser Ertrag musste nicht geteilt werden.

Der erzielte Planüberschuss in den ersten Jahren war beachtlich und bei einem Anteil von 50% war auch die einem zustehende Traubenmenge groß. So lässt es sich erklären, wie sich in der damaligen Zeit in so manchen Kellern noch beachtlich viel eigener Wein ansammelte. Zwischen 200 und 250 Eimer sollen es gewesen sein! Es gab sogar Schwierigkeiten mit der Lagerung, denn die Sachsen hatten nach der Enteignung keine großen Fässer mehr.

Der Plan wurde von der Staatsfarm immer wieder an die vorjährige Produktion „angepasst“, soll heißen, die erforderliche Ertragsmenge wurde „angehoben“ und die Beteiligung am Überschuss

wurde von 50% auf 30% gesenkt usw., so dass es 1957 nur noch 10% Überschussbeteiligung gab und diese wurde dann zu guter Letzt im Herbst 1958 ganz gestrichen. Damit endeten dann auch die Kontraktjahre.

Trotzdem wurden auch weiterhin in sächsischen Höfen noch kleinere Mengen Wein erzeugt. In all den Jahren baute man schnell wachsende Direktträger an, welche auch ohne viel Spritzen auskamen (z.B. Isabella oder Ananas). So entstanden Spaliere an Hauswänden, an Scheunen, im Hof oder sogar richtige kleine Parzellen mit veredelten Sorten dort, wo die Hausgärten groß genug waren.

Diese Trauben waren die Basis für den Hauswein. Mit den Jahren baute oder verschaffte sich ein jeder die nötigen Geräte wie: eine kleine Kelter, kleine Fässer oder eine unbegrenzte Anzahl von 50 l - Glaskrügen. Die Technik wurde auch angepasst. Fast alle hatten eine „Most-Probe“ und richtige Gärspunde oder Gärröhrchen. Man benutzte jetzt das Modell „Wagner“ als Mostprobe, d.h. es wurde kein Fruchtzucker mehr gemessen, sondern der Alkoholgehalt. Diese Methode war eine Anpassung an das französische Baumè?. Die Österreicher verwenden weiterhin ihre „Kloster Neuburger Mostwaage“, womit man den ungefähren Zuckergehalt bestimmt. Wurden jetzt also nur 10 „Proben“ in dem Hausmost gefunden, musste nachgezuckert werden, was auch reichlich getan wurde, bis man 13 bis 13,5 Proben erreichte. Damit war jeder sicher, dass sein Wein sich hielt und nicht krank wurde. Als weintechnische Behandlung galt weiterhin nur die Schwefelung. So kamen in jedem Keller, der noch unter „Männerherrschaft“ stand, 10 bis 12 Eimer Wein zusammen, genug für den Hausgebrauch.

Jetzt aber zurück zu den verstaatlichten Weingärten. Ab 1948 gingen diese definitiv in den staatlichen Besitz über, unter der Verwaltung der Staatsfarm in Baaßen.

In diesem Jahr gab es keinen Ertrag aus den Weingärten. Am 8. Mai, die Triebe waren schon Spangen lang, kam nach einem Schneefall tagsüber auch noch Frost in der folgenden Nacht hinzu. Es war ein Totalschaden! Alle Triebe hingen wie gekocht an den Bögen. Ich hab noch ganz gute Erinnerungen an diesen Anblick. Nur noch ein später Austrieb aus Reserveaugen rettete die Weinstöcke mit Holz für das nächste Jahr. Jetzt könnte man meinen, es hätte eine Art

Gottesstrafe für die Enteignung der Sachsen sein können. Doch die auftretende Schadenfreude hielt sich in Grenzen, denn gedanklich und gefühlsmäßig war man von den Weinbergen noch nicht getrennt. Auch wusste man, dass man auch weiter von ihnen abhängig sein wird.

So kam es dann auch tatsächlich. In den folgenden Jahren waren die Weingärten, obwohl jetzt verstaatlicht, der Arbeitsplatz für viele sächsische Männer und Frauen. Sie wurden nach alter Tradition bearbeitet und gepflegt. Die Erträge in den frühen fünfziger Jahren waren mäßig. Ob es an der Witterung lag oder an zu wenig Arbeitspersonal, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Für viele junge Leute war der Weinbau keine berufliche Zukunft mehr, da es hier einen zu geringen Verdienst gab. Es erfolgte bereits eine starke Abwanderung in die Industrie.

Ab etwa 1954 führte man von staatlicher Seite aus versuchsweise eine neue Form der Pflege und Bearbeitung der Weingärten ein. Auf Kontraktbasis konnten private Personen eine beliebige Fläche Weingarten zur Bearbeitung übernehmen. Solche Kontrakte gingen viele Baaßner ein, denn so konnten Familienmitglieder, die jetzt anderswo tätig waren, in ihrer Freizeit mithelfen.

Die Entlohnung der anfallenden Arbeiten war nach den damals gültigen Arbeitsnormen sehr gering und sicherte kaum ein Existenzminimum. Der Anreiz für eine solche Beschäftigung war die bereits weiter oben erwähnte, in Aussicht gestellte Beteiligung an einem möglichen Planüberschuss.

Für die Pflege der Reben durch die Baaßner Bauern ging die Staatsfarm auch Pflichten ein. Sie stellte die nötigen Spritzlösungen zur Verfügung. An geeigneten Stellen wurden Betonbecken errichtet, aus denen sich jeder Pfleger bedienen konnte. Wasser kam durch gelegte Leitungen aus einem Behälter der Gassonden. Die zentrale Herstellung der Spritzlösungen, damals nur Kupfersulfat, für ein bestimmtes Gebiet, erfolgte z.B. unten im „Föffelbäsch“, von wo aus es dann in die Abnahmebecken transportiert wurde. Der Hersteller der benötigten Lösungen war gewöhnlich ein erfahrener älterer Sachse. In diesem Fall war es Samuel Hermann (245), Vertrauensperson von Brigadeleiterin Käthe Teutsch. Er erstellte die genaue Mischung der Spritzlösungen in großen Mengen und war eine große Hilfe für die noch junge Brigadeleiterin.

Samuel Hermann war erfahren im Weinbau und hatte eine Teilausbildung der Mediascher Ackerbauschule bestanden. Darüber hinaus war er sehr gewissenhaft. Zum Schutz der ihm anvertrauten Mengen Spritzmittel vor Diebstahl, war er oft auch nachts in der Baracke im Weingarten. Ich erwähne dies nur, um zu betonen, wie pflichtbewusst die Sachsen bei der Sache waren, auch als die Weingärten ihnen nicht mehr gehörten.

Im Jahr 1955 gab es einen sehr guten Ertrag. Die Weinlese soll sich bis Ende November hingezogen haben. Die Kontraktleute lieferten die gelesenen Trauben in großen Körben ab. Diese wurden gewogen und wenn die vertraglich festgelegte Ertragsmenge erreicht war, dann konnte die überschüssige Menge geteilt werden. Nun belief sich die Überschussbeteiligung bereits nur noch bei 30%. Auch gab es gewisse Schwierigkeiten bei der jetzt zentralen Lagerung des Weines. Schon in vorangegangenen Jahren musste die Staatsfarm das organisieren. Auf dem „Dresch“ wurde eine große Überdachung errichtet, für die zentrale Verarbeitung der Trauben. Es musste eine maschinelle Beerenmaische eingerichtet werden. Weiterhin wurden drei Stationen mit je drei Kelter in abfallender Größe aufgebaut. Zu jeder Station gehörten 3 Arbeiter.

Der Trester durchlief alle drei Pressen und war anschließend fast trocken, unbrauchbar für „Pali“! Als Sammelbecken für die bearbeiteten Trauben und den gepressten Most dienten in den Boden gegossene Betongruben. Von hier wurde der Most mit einer Handpumpe in ein höher gestelltes Fass befördert. Anschließend wurde er mit dem Wagen in Transportfässern zur Gärung in verschiedene Keller gebracht. Dass dies auch funktionierte, war für die damalige Zeit und mit den damals zur Verfügung stehenden Mitteln, eine logistische Leistung des damaligen Farmleiters (Scherban?).

Aus anderen Landesteilen wurden sehr große Weinfässer angeschafft. Sie fassten 4000 bis 5000 l Wein. Wegen der Größe konnten sie nur zerlegt in den Keller unter dem Saal gebracht und dort wieder zusammengebaut werden. In keinen der beschlagnahmten Keller in sächsischen Häusern passten sie hinein.

So lief die Weinerzeugung in Baaßen auch in staatlichem Besitz ein paar Jahre lang noch recht gut weiter. Auch 1956 war ein gutes Weinjahr. Doch hatte dies auch unerwünschte

Folgen. Das Plansoll pro Hektar wurde angehoben auf 6000 bis 7000 kg Trauben, was durchaus realistisch war. So blieb jedoch kein Spielraum mehr für eine Überproduktion und somit konnte auch kein Traubenanteil für die Bearbeiter erzielt werden. Darüber hinaus wurde der prozentuale Anteil auf 10% reduziert. Das Interesse für die Bearbeitung der Weingärten auf Kontraktbasis ließ deutlich nach und somit wurde diese Vertragsbindung 1958 gänzlich aufgelöst. Dies geschah jedoch erst im Herbst nach der Weinlese, weil in diesem Jahr eine außergewöhnlich große Traubenmenge in Aussicht war. Es gab großen Unmut unter den beteiligten Leuten, da sie keine Überschussbeteiligung mehr erhielten.

Trotzdem will ich noch bei diesem Jahr verbleiben. Es ergaben sich sehr große Mostmengen, so dass zusätzliche Lagerfässer angeschafft werden mussten. Weil aber keine Kellerräume für die Unterbringung der Fässer zur Verfügung standen, wurde auf der „Aa“ ein großes Zelt für die Lagerung aufgestellt. Dadurch, dass das Zelt im Freien stand, musste im Winter geheizt werden. Die Menge des in diesem Jahr erzeugten Weines konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen. Doch kann man annehmen, dass es die im Heimatbuch (S. 161) angegebenen 80 Wagon waren. Rein rechnerisch ist dies möglich. Bei einem Ertrag von 12000 bis 12500 kg Trauben pro Hektar käme diese Menge aus 90 ha Weingärten zusammen. In anderen Landesteilen Rumäniens mit neuartigen Anlagen war dies lediglich ein guter Ertrag.

Die zentralisierte Lagerung und die Herstellung solcher Weinmengen war schon eine große Herausforderung, wenn man die realen Möglichkeiten in Baaßen berücksichtigt. Investiert in entsprechende Neubauten wurde nicht. Dafür gibt es nur eine mögliche Erklärung: Es gab keine Aussicht auf konstant hohe Erträge in den Hanglagen von Baaßen, eine maschinelle Bearbeitung war nicht möglich, sondern nur aufwändige Handarbeit, für welche jedoch die geeigneten Arbeitskräfte immer weniger wurden.

Im Folgenden möchte ich einige Ansichten über die Weinherstellung in zentralisierter Form anführen. Solche großen zusammengeführten Mostmengen mussten in ihrem Wandel auch beaufsichtigt und geführt werden. In den gegebenen Kellereiverhältnissen war dies keine leichte Aufgabe. Als Kellermeister waren dafür von Anfang an erfahrene Weinbauern zuständig,

wie z.B. Hann Peter sen., für kurze Zeit auch Hermann Michael (244) und der aus Bulkesch stammende Leonhard, welchem aber ein tragischer Leichtsinn nachgesagt werden kann.

Die längste Zeit aber war Ehrlich Hans (257) Kellermeister. Er hatte auch eine bessere schulische Ausbildung und blieb im Amt bis zum Ende der großwirtschaftlichen Weinherstellung in Baaßen (ca. 1980).

Kann man aber von einer möglichen Erneuerung der Weintechnologie in den Baaßner Kellern berichten? Mir selbst ist nichts bekannt. Es wurden eher nur althergebrachte Methoden wie die Schwefelung der Moste und Weine zum Zwecke der Gesundung und Klärung angewandt. Sicher gab es keine Verwendung von Zuchthefen für eine bestimmte Gärführung, obwohl diese auch in Rumänien erzeugt wurden. Es gab keine Filteranlagen und keine Flaschenabfüllung zum Zwecke der Vermarktung unter eigenem Namen. Der erzeugte Wein musste in Großmengen an das jeweilige Kreisunternehmen „Vin-Alcool“ abgeliefert werden, womit seine Herkunft anonym wurde.

Der negativste Aspekt aber war das Fehlen jeglichen Interesses am Erhalt und an der Erneuerung der Weinreben. Keine Lücke in den

Reihen wurde neu ausgefüllt oder gar ganze Flächen nach neuen Anbaumethoden gestaltet. Erfahrene Arbeitskräfte wurden altersbedingt immer weniger. Tatsache ist aber auch, dass der mögliche Ertrag aus den Hanganlagen in Baaßen nicht vergleichbar ist mit dem Ertrag aus Neuanlagen in anderen Landesteilen, welche teils mechanisch zu bearbeiten sind.

So gesehen, war der Niedergang des Weinbaus in Baaßen schon länger vorgezeichnet und endete dann gänzlich um das Jahr 1983. Genau will oder kann sich niemand festlegen.

Noch eine kurze Bemerkung zu den Weingärten der „Kollektiv-Wirtschaft“. Dazu gehörten auch die Weingärten der rumänischen Bürger, insgesamt 10 ha, allesamt in guter Lage am Mühlenberg.

In der Hand der „Kollektivwirtschaft“ erging es der Weinherstellung auch nicht besser als in der Hand der „Staatsfarm“. Schon in den 60er Jahren wirkte sich der altersbedingte Ausfall kundiger Weinbauern auf die Weinerzeugung aus. Auch musste der Großteil der geernteten Weintrauben immer an das staatliche Unternehmen „M.A.T.“ (Monopolul Alcolului si Tutunului) abgeliefert werden. Nur aus dem verbliebenen kleineren Anteil konnte Wein erzeugt werden. Es soll aber



immer Wein von sehr guter Qualität gewesen sein, der dort im Keller des Kares Hofes, unter der Aufsicht der rumänischen „Kollektiv“ Vorsteher, hergestellt wurde. Das Ende des Weinbaus zur Zeit der Kollektiv-Wirtschaft kam schon früher, etwa 1966. Genau lässt sich das heute nicht mehr feststellen.

Fast könnte man sagen, das Ende der Weinreben fiel zusammen mit dem Ende der Zweiten Generation derer, die die Weinreben nach der Reblausinvasion um 1900 neu angelegt hatten.

Meine Erinnerungen möchte ich mit einer Art Nachruf auf den Baaßner Wein beenden:

Der Baaßner Wein war kein „Idealer“ - eben nur ein „Zwischen-Kokel-Taler“.

Ich sehe ihn aus einer Flasche blinken und möchte gern ein Gläschen trinken.

Also, ein Prosit auf „unseren“ Wein, im eignen Fass konnt' er der Beste sein!

Auch möchte ich all denen danken, die mir mit ihren Informationen geholfen haben, diese Erinnerungen möglichst wahrheitsgetreu aufzuschreiben. Namentlich waren es:

M. Hermann (36 u. 265), P. Sifft (88), M. Denndörfer (241), A. Kristoff (446), K. Teutsch (84), S. Konnerth (496), sowie H. Sifft (261 u. 37) und K. Bolinthe (169).

Bietigheim, im August bis Oktober 2013

Euer Baaßner Landsmann, Herberth Johann

Bild Seite 36:

1906 - Herbstliches Pferdegespann mit Leiterwagen, „Harvestdudd“ und Teilnehmer Fam. Faff (Hnr. 195) auf dem „Häffel“ vor dem „Rompelt-Hios“. Im Wagen mit den Zügeln in der Hand ist Michael Faff sen. (Hnr. 195), stehend mit Strohhut Michael Faff jun. (Hnr. 162), mit Filzhut Johann Faff (lebte und starb in Petersberg/Kronstadt), auch mit Strohhut Peter Faff (Hnr. 195), Maria Christiani (Schimmester-Pitzän, Hnr. 269). Fehlend im Bild: Susanna Faff, verh. Kinn (Hnr. 254).

Auszug aus dem Buch „Die Gottesanbeterin“ von Christine Franck

Den ganzen Sommer hatte ich mich durch die rumänischen Erdkunde – und Biologiebücher durchgekämpft. Dass heißt, am Anfang hatte ich es nur versucht. Vergeblich! Umsonst!

Der Sommer war heiß, der *Krater* lockte zum Baden, die Musik spielte abends die heißen Rhythmen im Sommergarten des Benn'schen Restaurants und die Augen des jungen Dorflehrers brannten. Weg mit der rumänischen Biologie, weg mit den Fluss – und Gebirgsnamen, man war jung, man hatte ein Recht zu schwimmen, zu lachen, zu tanzen. Die Kathitante hätte mich gerne an der Seite des jungen Dorflehrers gesehen und meiner Mutter wäre ich „von der Tasche“ gekommen. Deshalb nickten sie stillschweigend und umschwänzten den jungen Lehrer.

Sie hatten nur mit dem Bârci nicht gerechnet, mit dem Zigeuner, der vor der Enteignung unser Dienstknecht war. Eigentlich hatte er sich nie als Dienstknecht verstanden. Er hatte sich einfach dazugezählt, zu allem was der Herrin, meiner

Großmutter, gehörte. Mit einer Selbstverständlichkeit wie man ihr anderswo nicht begegnen kann, fühlte er sich auch später für uns Kinder zuständig. So kam er jeden Markt-Donnerstag ins Internat nach Mediasch, knallte am Korridor mit der Peitsche, bis die Pädagogin oder eine Schülerin aus dem Lernsaal kamen, übergab kommandierend das mitgebrachte Päckchen für mich und jagte den Schülerinnen mit seinem Gefluche so viel Angst ein, dass die nur noch stotternd vor ihm nicken konnten.

„*Să nu vă puie necuratu să furați ceva din pachetul copilei, că vă belesc dacă viu joia viitoare!* Der Unreine (Teufel) soll euch nicht reiten, etwas aus dem Päckchen des Kindes zu stehlen, sonst ziehe ich euch die Haut über die Ohren, wenn ich am nächsten Donnerstag komme!“

Er konnte auch sächsisch, der Bârci, nur mit der Grammatik klappte es bei ihm nicht.

„*Hiimen, hiimen hunn ich gesoot. No, dott dech dett Wadder, Kändj! Wonn menjer Herr hiirt, no dro hault dr dich!* Nachhause, nach Hause, hab ich gesagt. Na, dass dich das Wetter, Kind! Wenn

meiner Herr hört, na dann halt dir dich!“, wettete er eines Abends ganz laut hinter der Bank, auf der wir saßen. Aus dem Nichts war er aufgetaucht, ein Nachtwächter mit der *Lotarr* (Laterne). Sein böser Blick und die fuchtelnde *măciucă*, der Hirtenstab in seiner Hand, verrieten, dass er es ernst meinte.

So hat es mein Vater erfahren, am nächsten Samstag auf dem Heimweg. Er kam sehr ernst zu Hause an. Zuerst dachte ich, es sei nur der lange Weg gewesen, die 24 Kilometer von Boziaş zu Fuß über den Botorca. Aber dann rief er mich zu sich, fasste mich an den Schultern und sah mir entschlossen ins Gesicht.

„Hör gut zu, mein Kind. Entweder du bestehst die Aufnahmeprüfung in Klausenburg und studierst, oder du gehst mit der Hacke jeden Morgen auf die Felder der Kollektivwirtschaft. Für ein Bürofräulein oder die Frau eines Dorflehrers bin ich nicht die ganzen Jahre, fern von daheim, auf einem Traktor gesessen und hab tagaus, tagein von Brot und Speck und Zwiebeln gelebt.“

Studium oder Hacke! Es war ihm bitter ernst. Für ihn zählte nur Ausdauer und Härte. Er hatte sich damals, nach der Schlacht um Stalingrad, verwundet und halb erfroren auf den Heimweg gemacht. Irgendwie, mit Hilfe der Allmacht und einer rebellischen Beharrlichkeit. Die letzten Kilometer vom Mediascher Bahnhof über die *Hulla* war er im Schnee gerobbt und gekrochen. Im Morgengrauen hatte ihn dann der *Tete Liță* vom Weiler Făgădaua im Schnee gefunden und hatte ihn mit seinem Schlitten den Baaßner Berg herunter gebracht. So, wie es eine Wahrsagerin meiner Mutter prophezeit hatte.

Wochenlang hütete der Vater das Bett. Wir Kinder trauten uns nicht in die Stube. Irgendwann stand er wieder auf, ein Fremder, der für uns Kartoffelpuffer buk, von Narwa, Stralsund und Swinemünde erzählte. Ein Zauberer, der aus dem abgelegten Tornister ein Liederbüchlein „gewann“ und mit uns in die ferne Welt marschierte. *Im Frühtau zu Berge,...Auf der Lüneburger Heide,...Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus,...* Unendlich viele Lieder steckten in dem Büchlein und wir trällerten sie Abend für Abend in unserer Küche, unter dem kleinen Asbeststrumpf, den unser Baaßner Methangas zum Leuchten brachte. Bis, ja bis eines Abends die Gendarmen kamen und unseren Vater, er war für uns kein Fremder mehr, ins Gefängnis schleppten. Nach Arad, in den Westen Rumäniens, zu den Schwaben. Irgendwie hat er es

überstanden, irgendwie ist er aus dem Gefängnis entkommen und hat monatelang versteckt gelebt. Mit uns Kindern hat man darüber nicht geredet. Als man ihn dann gebraucht hat, weil er mit Maschinen umgehen konnte, hat man seine sogenannte Nazi-Vergangenheit unter den Teppich gekehrt. „Um den Sozialismus aufzubauen“ ist er aus seinem Versteck hervorgekrochen und hat sich auf einen Traktor gesetzt. Weg von daheim, weg von Baaßen. Nur am Samstag ist er heim gekommen, zu Fuß. Und am Montag ist er in aller Herrgottsfrüh wieder aufgebrochen, um seinen Traktor anzulassen und die Felder bei Tîrnăveni, an der Kleinen Kokel, zu pflügen für unser Fortkommen.

„Studium oder Hacke“, das Rattern der Räder hämmert es in mein Gehirn. Schon gut! Ich habe gepaukt, alles auf rumänisch. Die Frauen haben mich bedauert. Sie haben mir den Fünfliterkrug mit dem Wein zur Unterstützung mitgegeben, damit ich die Aufnahmeprüfung schaffe.

In Kopisch steigen viele in den Zug, sie drängen auch in mein Abteil. Ich muss meinen Krug fester zwischen die Beine drücken. Neben mich hat sich eine hagere Frau gesetzt, mit frisch ondulierten Haaren und einem engen Kattunkleid. Sie hält ein schwarzes, abgewetztes Täschchen auf ihrem Schoß, ihr ganzes Gepäck. Vermutlich wird sie in Blaj aussteigen, vielleicht will sie einen Arzt aufsuchen, ihr bleiches, versteinertes Gesicht lässt so etwas ahnen. Ich rücke von ihr weg und kuschele mich in meine Fensterecke.

Mein Krug hat ein Gegenüber bekommen, einen Henkelkorb voll mit gefesselten Hühnchen. Schwarz- weiß gesprenkelt sind sie, paarweise an den Füßen zusammengebunden, vier insgesamt. Sie halten die Schnäbel offen, es muss ihnen zu heiß gewesen sein in dem zugeschnürten Zwerchsack, aus dem ihre Besitzerin sie hier im Zug befreit hat. Auch der ist es zu heiß gewesen in ihrer schweren Sonntagskleidung, aus der sie sich allmählich herausschält. Einzelnen und langsam glättet sie ihre Tücher und die dicke *clichină*, die Stoffjacke, faltet gekonnt jedes Stück, um es neben sich auf die Bank zu legen, auf den mir gegenüberliegenden Fensterplatz. Die Hühnchen wispern beunruhigt, sie beugt sich gurrend, mit streichelnden Händen über ihren Korb.

„Ruht euch aus, wir haben einen weiten Weg!“, sagt sie wie zu sich selbst. Man merkt, dass sie es gewohnt ist, das Selbstgespräch. „Wir fahren nach Klausenburg, zum Titu. Heute ist er an der Reihe.“

Das nächste Mal müssen wir den Vlad besuchen, in Mediasch. Dann ist der Nelu aus Hermannstadt dran. Zur Cica (lies Tschika, von Maria/Maricica abgeleitet) fahren wir nur einmal im Jahr. Es ist zu weit bis Bukarest.“

Sie hat sich zurückgelehnt. Eine alte Rumänin, krumm und klein, mit einem zerfurchten, von der Sonne gegerbten Gesicht und blauen, wässrigen Augen. Im Mund hat sie nur noch einen oberen rechten Schneidezahn, einen Hasenzahn, der sich beim Reden wie ein länglicher, gelber Stift auf die Unterlippe presst. Wie zufällig fährt dann ihre Hand mit einem kleinen, weißen Taschentuch unter die Nase und weg ist er, der Zahn. Nachher legt sie ihre Hände in den Schoß, große Hände mit dicken Adern. Sie ruht sich aus. Nur scheinbar. Im Geheimen mustert sie mich. Sie hat erkannt, dass ich eine Sächsin bin, an meiner einfachen Kleidung, an meiner kurzen Frisur, ich bin auch nicht geschminkt.

„Wie der große Koffer zeigt, hast du einen weiten Weg, *copila mea*, mein Kind. Wohin die Reise?“

Sie scheint gerne zu reden, es ist nicht die Neugier, das spüre ich.

„Ich will nach Cluj, zur Aufnahmeprüfung an die Uni.“

„*Je, je, te-ai pus pe drum. Străină de casă, străină de sat! Străină in locurile unde vei ajunge!* Ja, ja, du hast dich auf den Weg gemacht. Eine Fremde im eigenen Heim, eine Fremde im Dorf! Eine Fremde an den Orten, an die es dich verschlagen wird!“, prophezeit sie mir leise und blickt ins Leere.

Soll ich mich vor einer alten Rumänin rechtfertigen? Sie haben uns doch den Grund und Boden weggenommen! Oder waren es die Kommunisten, die rumänischen Kommunisten?

„Man hat euch enteignet. Ich weiß. Es bleibt dir nichts anders übrig, als fort zu gehen, *copila mea!*“, seufzt die Alte vor sich hin.

„Meine Kinder hätten im Dorf bleiben können, aber sie sind alle gegangen. Der Titu hat in Klausenburg Recht studiert, der Vlad Mathematik. Die Cica hat nach Bukarest geheiratet und hat den Nelu mitgenommen. Der hat dort *științe economice* studiert. Sie sind alle gegangen....Und wir zwei Alten haben uns auf den Feldern geplagt....Jetzt bin ich allein geblieben. Die ganzen langen Nächte allein, mit meinen Gedanken. Die kreisen und kreisen dann. Immer um die Kinder. Deshalb sitze ich auf meine alten

Tage in den Zügen. Ja, ja, so ist das mit den Kindern.“

Sie lehnt sich zurück. Ihr langer, gelblicher Stiftzahn hat sich auf die Unterlippe gepresst. Ergeben seufzend fährt sie mit dem Taschentuch an den Mund.

Inzwischen haben wir Blaj erreicht. Dort steigt die Bleichgesichtige aus, grußlos, verbittert. Die Alte legt den Korb mit den Hühnchen an die Tür, bestimmt um anderen Reisenden das Eintreten zu verwehren. Sie macht es nicht das erste Mal, sie kennt sich aus in den Zügen. Ich krame das Biologiebuch hervor, ich muss allein sein mit meinen Gedanken, bis Teiuș ist noch ein Weilchen und müde bin ich auch.

Die sengende Hitze und ein quälendes Durstgefühl lassen mich hochschnellen. Unser Waggon steht außerhalb des Bahnhofes, die Sonne brennt durch die verstaubten Glasscheiben, es stinkt nach Hühnerdreck und die Alte ist weg. Instinktiv stemme ich meine Unterschenkel an den Fünfliterkrug, drehe den Kopf nach dem grauen Holzkoffer, betaste meine Schultasche. Alles da. Auch die Habseligkeiten der Alten liegen gegenüber auf der Bank und die Hühnchen wispern im Korb an der Tür, durch die sich langsam eine Hand der Alten schiebt, mit einer Wasserflasche, von der einige Tropfen auf den Boden perlen. Breit grinsend reicht sie mir die Flasche. Ihren Durst habe sie draußen am Wasserhahn gestillt. Ein gutes Wasser in Teiuș, sie kenne sich aus. Ich muss ihr Recht geben, das Wasser ist frisch, wie aus unserem Trinkbrunnen hinter der Scheune. Es belebt, es holt mich in die Wirklichkeit zurück, ich bin auf dem Weg zur Aufnahmeprüfung an der Klausenburger Uni.

Nach dem Krug hat mich die Alte nicht gefragt. Sie weiß, wozu der Inhalt eines solchen Kruges benötigt wird und versteht, dass eine Sechzehnjährige ihn so weit schleppt.

Eine freundliche Alte, sie hat mich bis Klausenburg begleitet. Mit „*Doamne ajută-ți copilă!* Gott helfe dir, Kind!“, verschwindet sie in der Menge, die der lange Zug in der großen Stadt ausspuckt.

Ich hab noch öfter an sie denken müssen.

Nach Jahren hab ich ihren Sohn Vlad kennen gelernt. Er war damals Leiter des Finanzamtes. So hab ich vom tragischen Ende der Alten erfahren. An einem warmen Donnerstag ist sie im Zug eingeschlafen, für immer, auf dem Weg nach Mediasch. Man hat keinen Ausweis bei ihr

gefunden, kein Papier, keine Telefonnummer. Nichts! Keiner hat sie gekannt, daheim hat sie keiner vermisst. Irgendwie hat ihr Sohn Vlad am darauffolgenden Sonntag ein ungutes Gefühl gehabt und hat im Gemeindeamt ihres Dorfes angerufen. Der Gemeindediener hat ihr Häuschen verschlossen gefunden. Die ganze Nacht und den kommenden Montag haben sie nach der Alten gesucht. Am Dienstag Morgen, nach einer weiteren durchwachten Nacht, hat Vlad sie in der *morgă*, im Leichenschauhaus gefunden, gerade als die Totengräber sie hinaustragen wollten, um sie in einem Armengrab zu verscharren.

„Unvorstellbar, unsere Mutter in einem Armengrab! Ohne *slujbă* (ohne Andacht), ohne Popen, ohne *pomeană* (ohne Gnadenbrot)! Sie hat vier Kinder großgezogen und hat aus allen *oameni* (Menschen) gemacht. Wir hätten uns das nie verzeihen können!“

Das hab ich damals, auf dem Weg zur Uni, nicht ahnen können. Ich hab einfach für ihr „Gott helfe dir!“ gedankt und hab mir gewünscht, dass es zutrifft.

Schwer gepackt mit Koffer, Rucksack und Schultasche, bin ich dann im Sekretariat des Dekanates gestanden, vor dem Herrn Căliman. Ein Terrierblick, kurze graue Haare, gepflegte Hände. Mehr ist mir damals nicht aufgefallen.

„Name?“

„Antonia Binder. Ich war schon beim Einschreiben hier, *Științe Naturale – Geografie*.“ Er ergreift die Brille, geht an einen Riesenschreibtisch und sucht meinen Namen auf einer Liste. Mir zittern die Knie. Dann mustert er mich von oben bis unten und blättert in einer Aktenmappe.

„Sie kommen von Mediaș (Betonung auf dem *a*, wie bei allen Rumänen)! Gutes Gymnasium! Ein Absolvent von uns unterrichtet dort Biologie, Otto Breckner.“ Sein Gesicht ist weich geworden, er lächelt.

„Er war mein Biologielehrer.“ Und das Herz schlägt mir im Hals.

„So, so, wie ich hier sehe, sind Sie die Einzige aus Mediaș (Mediasch)!“, grummelt er vor sich hin, während er langsam die Aktenmappe durchblättert. Dann dreht er sich zu mir, ganz Beamter, und händigt mir den Ausweis für die Aufnahmeprüfung aus, den ich auch im „Emil Racoviță“ vorzeigen soll.

Draußen erkundige ich mich nach dem „Emil Racoviță“. Es ist ein Wohnheim für Studenten,

gleich um die Ecke. Im Kellergeschoss ist die Verwaltung, dort kann ich für zwei Wochen Kost und Quartier bezahlen. Die jungen Leute draußen sind geschwätzig und elegant, lackiert und onduliert. Ich wandle wie ein junges, zerrupftes Huhn in den marmornen Hallen und komme mir elend vor. Elend und fremd mit meinem großen grauen Holzkoffer und dem Fünfliterkrug voller Wein, der im Rucksack steckt und meinen Rücken schurrt.

Mit Ausweis und Essensbons versehen, suche ich den Weg zur „Elena Pavel“.

Die Stadt ist mir freundlich gesinnt, eine milde Spätnachmittagssonne lässt sie erstrahlen. Warm umschließt mich der breite Boulevard, der sich zum Westen öffnet, die Calea Moșilor. Irreal sind die eleganten Menschen, die vielen Geschäfte, die Trolleybusse, die ameisenhafte Geschäftigkeit. Meine Augen können sich nicht weit genug öffnen und obwohl der Weg lang ist, habe ich sie nicht gemerkt, weder das Gewicht des Koffers, noch den Druck des Kruges.

Ungläubig lese ich über einem breiten, weißen Torbogen „Elena Pavel“. Die Straßenfront des Gebäudes ist auch ganz weiß und unscheinbar, niedrig noch dazu. Das kann doch nicht ein Wohnheim für Studentinnen sein? So Nichts sagend, so Null-acht- fünfzehn! „Elena Pavel!“ War das vielleicht eine Kommunistin, die während einer Revolte an der Sturmglöcke gezogen hat? Wie Vasile Roaită, den sie an seiner Sirene durchsiebt haben, die Soldaten des Klassenfeindes, der Ausbeuter, wie man uns lehrte. Ich weiß es nicht und eigentlich ist es mir auch egal.

„Elena Pavel“, warum auch nicht? Langsam öffne ich einen Torflügel. Ein großer Hof, voll junger Mädchen! Einige stehen in Grüppchen beisammen, viele spazieren die Allee entlang, die zum großen Gebäude im Hinterhof führt. Die meisten aber sitzen auf ihren Koffern und warten. Nachdem ich meinen Ausweis vorgezeigt habe und die Quittung für Kost und Quartier, darf ich auch warten und mich auf meinem Koffer ausruhen. Es dauert. Ich hole eine Postkarte aus meiner Schultasche und schreibe heim. Sie muss es erfahren, die Mutter, sie muss wissen, dass ich gut angekommen bin. Sie soll sich nicht auch noch wegen mir zermartern. Ihr Gesicht von heute Morgen wird mich eh mein Lebtag begleiten! „Geh mein Kind, dreh dich nicht mehr um. Mögest du solches Elend nie erleben!“ Der ganze

Schmerz der Welt schlug mir aus ihren Augen entgegen. Und ihr warmes Blut, das in einem Sturz auf die Türschwelle klatschte, bespritzte mir die nackten Unterschenkel und meinen neuen Rock. Das ganze Haus war auf den Füßen, man rannte um einen Arzt. Ich biss die Zähne zusammen und ging fort, mutterseelenallein, in die Dunkelheit.

Eine rothaarige Dame in einem weißen Arztkittel ruft irgendwann auch meinen Namen aus. In einem Fünfbettzimmer im Parterre, gleich neben der großen Eingangstür, werde ich untergebracht. Zu zweit müssen wir uns ein Bett teilen, mit so einem großen Ansturm auf die Aufnahmeprüfungen hatte man nicht gerechnet. Zum Glück fand ich gleich einen leeren Spind gegenüber unserem Zimmer. So konnte ich den Fünfliterkrug rasch und unbemerkt bei Seite schaffen, ohne mich dem Spott und dem Gelächter der Mädchen auszusetzen. Auch meine anderen Sachen verstaute ich in dem engen Schrank, zog mich um, hängte das Schloss von meinem Holzkoffer an die Schranktür und machte mich auf den Weg, den mir unser Portier, ein stolzer *Moșe*, ein Rumäne aus dem Bihor- Gebirge, beschrieben hatte. Ich musste den Bruder der Marizitante suchen. Diesmal nahm ich den Trolleybus, er kostete nur ein paar *Bani*. Vor dem großen, gotischen Dom im Zentrum stieg ich aus, ging langsam, bewundernd, um die gewaltige equestre Statue des *Mathias Rex*, des Matthias Corvinus, herum und bog dann in die Prachtstraße ein, die zur Oper führte. Hier wurde promenierte, in lässiger Eleganz, ganz ungarisch. Alles hatte so viel Schick, so viel Animierendes! Man musste seinen Schritt anpassen, die modischen Düfte erschnupern und die Nofretetefrisuren bewundern. Ein Hauch von Noblesse erfasste auch mich junges, zerrupftes Huhn und ließ mich die Nase keck in die Luft strecken.

Vor der Oper musste ich nach rechts schwenken, die Calea Turzii hoch, in Richtung Feleac. Hier hatte man ausgeträumt, hier quälten sich stickige Laster den Berg hoch und pusteten einem ihre rauchigen Wolken in die Nase.

„Studium oder Hacke!“ Ich musste die Aufnahmeprüfung schaffen, ich musste den Bruder der Marizitante finden. Meine Finger gingen tastend in die Rocktasche, dort war der Brief für ihn. Den Krug hatte ich im Schrank gelassen, ich wollte sicher gehen. Um ehrlich zu sein, auch weil er mir zu schwer war. Immer

höher wand sich die Straße, immer kleiner wurden die Gebäude, das Häusermeer der Stadt lag unter mir und die strada Trandafirilor (die Rosenstraße) zeigte sich immer noch nicht. Eine Gladiolenstraße zweigte rechts ab, dann eine Tulpenstraße. Aha, ganz am Ende war auch die Rosenstraße! Kleine Gärten links und rechts, winzige Häuschen, scharrende Hühner, Gänse und Enten, kläffende, freche Köter. Das durfte nicht wahr sein! In so einer Gegend wohnte doch keiner von der Uni! Ich fand die Adresse. Eine mollige, verblühte Ungarin mit gefärbten, blonden Haaren, mit rotem Mund und lackierten Nägeln empfing mich freundlich. Ich übergab ihr den Brief, den sie ganz verdutzt in ihren Händen drehte. Ja, ihr Mann sei noch nicht daheim, er arbeite als Heizer im Polytechnikum und komme immer spät. Ich solle warten. Das sei nicht nötig, sie könne ihm ja den Brief geben, man hätte mir nichts Besonderes aufgetragen, versuchte ich mich aus der Affäre zu ziehen und hoffte, dass ihre Neugier nicht zu groß sei, um den Brief zu lesen und nach dem Wein zu fragen. Ob ich was trinken wolle? Nein, danke, das sei nicht nötig, ich müsse mich beeilen, eine Freundin erwarte mich an der Ecke.

Meine Beine fühlte ich nicht mehr, als ich in der „Elena Pavel“ anlangte.

Ganz hinten, im großen Garten unter der Trauerweide aß ich dann mein Butterbrot von daheim. Es war feucht und schmeckte gesalzen. Ich schluckte und atmete tief, es sollte mich niemand weinend finden. Auch das Abendrot nicht, das den Garten ins Magische zertrug und die Blätter des traurigen Baumes zu leuchtenden kleinen Lanzen verwandelte, schaukelnd und zitternd im leisen Abendwind.

Eine Ewigkeit saß ich im Garten. Er war schön, der Abend, obwohl der Bruder der Marizitante mir nicht helfen konnte.

Kupfern erhob sich die Mondscheibe über der Cetățuie, über dem Festungsberg, und warf ihr Licht auf die Wasserfläche des Someș-Kanals, der hinter meiner Trauerweide, leise plätschernd, gluckste.

Aus dem Wohnheim drang Licht und Geschwätz, Gelächter und Gekreische. Ich war nicht allein!

Und selbst sie konnte gelingen, die Aufnahmeprüfung. Mit ein bisschen Glück, auch ohne Wein.

Mit meiner Bettnachbarin hatte ich Glück. Sie war klein und zart und genau so verängstigt wie ich, die Ani. Eine *Amu* aus der *Țara moșilor*. So

nannten wir die Rumänen aus dem Bihor-Gebirge, weil sie statt *acum* – was *jetzt* bedeutet – einfach *amu* sagten, was sehr drollig klang und in Klausenburg an allen Ecken zu hören war.

Der Speisesaal war groß. Ab 7 Uhr gab es Frühstück an zwölf Tischen. Eine *Amu* war die Saalchefin, ein General war nichts gegen sie. Ihre Röcke trug sie in mehreren Schichten übereinander, gestärkt und gebügelt reichten sie bis zu ihren Knien und bildeten einen Kreis um sie herum, der sicher einen Durchmesser von zwei Metern hatte und der beim Bücken hinten hoch stand, wie bei einer Schaufensterpuppe. Wenn sich dann noch ihre schwarzen, glänzenden Stiefel an den Fersen berührten, war da schon etwas militärisch Steifes und Respektheischendes an ihrem Gehabe. Unsere Essensmarken entwertete sie mit Kennermiene und kommandierte uns herum, indem sie uns bestimmte Plätze zuwies, ohne auf unsere Einwände zu achten. Nur wenn ein zwölf Tisch besetzt war, ließ sie das Essen kommen. Wer von sich aus Ausschau nach leeren Plätzen hielt und sich willig zeigte, einen elften oder zwölften Platz an einem Tisch zu besetzen, wurde manchmal mit einem Lächeln bedacht, bei dem ihre silbrigen Metallkronen wohlwollend hergezeigt wurden, als Belohnung sozusagen. Es war nämlich Mode unter ihresgleichen, über den Vorderzähnen Metallkronen zu tragen. Goldene waren natürlich erstrebenswert, aber die glänzenden, silbrigen taten es auch. Man war damit etwas Besonderes, etwas Respektables eben.

Für ehemalige Internatskinder wie mich, die ich zum Frühstück nur trockenes Brot und Tee kannte, war das Essen hier ungewohnt üppig. Es gab Milch, Kakao, Butter, Marmelade und beliebig viel Brot, manchmal sogar Pariser-Wurst und Käse. Da konnte man nur den Kopf schütteln, hinlängen und sich satt essen. Aber man musste sich tummeln, es mussten die Tische für die nächsten hergerichtet werden, draußen reichte die Schlange der Wartenden fast bis vorne zum Tor. Mit so einer Masse hatte niemand gerechnet.

So beeilte man sich, hinaus zu kommen und gesellte sich zu den Gruppen der Herumstehenden. Von überall prasselten Weisheiten auf einen nieder. Einige Mädchen, die ganz Lauten, kannten sich gut aus, sie hatten es schon zwei- oder dreimal versucht. Sie kannten Namen von Professoren, von Assistenten, weissagten die Themen, die mit Sicherheit in der

schriftlichen Prüfung dran kämen. Sie waren siebengescheit, viele hatten Nachhilfestunden genommen, diesmal klappte es hundertprozentig. Je mehr man zuhörte, desto mehr sank einem der Mut. Man wurde kleiner und kleiner, ein junges verstörtes Huhn.

Vor dem Eingang zum Lesesaal war eine größere Gruppe versammelt, aber die Stimmen waren leise, die Haltung der Mädchen gemessen. Als ich mich ihnen näherte, erkannte ich die Traute, unser Mediascher Mathe-Genie aus der Parallelklasse. Mir wurde heiß vor Freude. Man diskutierte über die Gründung einer Germanistik Fakultät. Bis Mittag konnte man sich noch einschreiben. Es waren wenig Bewerber, jeder wurde aufgenommen. Das war meine Chance! Eine Hundertprozentige! Da würde ich sicher auch ein Stipendium bekommen. Fünfliterkrug voll Wein, ade! Hier brauchte man keine Türen zu ölen.

Ich fieberte und machte mich auf den Weg zur Uni. Vor dem großen imperialen Gebäude aus der k. und k.-Zeit zögerte ich ein wenig. Die hohe Eingangshalle mit ihrer granitenen und marmornen Pracht und den klassizistischen Säulen ließ mich frösteln. Unsicher betrat ich die wuchtige Treppe zum ersten Stockwerk. Vor dem Dekanat überlegte ich noch einmal genau meinen gewagten Schritt. Den ganzen Sommer über hatte ich mich für die Aufnahmeprüfung in Biologie und Erdkunde vorbereitet. Ich wollte Lehrerin werden und diese, meine Lieblingsfächer, unterrichten. Allerdings musste ich zuerst die große Hürde schaffen, die Aufnahmeprüfung. Und die Konkurrenz sei groß, wurde erzählt. Sieben, neun oder dreizehn Kandidaten auf einem Platz, so genau wusste es niemand. Das Bestehen der Aufnahmeprüfung war äußerst ungewiss.

An der neuen Germanistik Fakultät war einem ein Platz sicher. Und in Deutsch, bei der Frau Brekner, war ich gut gewesen, sogar sehr gut. Eine Deutsch-Lehrerin wäre auch in Ordnung. Ich musste auf Nummer sicher gehen und meine Akten aus der Naturwissenschaftlichen Fakultät in die neue Germanistik Fakultät bringen.

So erklärte ich kurz und knapp dem Herrn Căliman mein Anliegen.

Er sah mich an, ging an den Riesenschreibtisch, suchte meine Akte, setzte sich und blätterte hin und her, mit der Brille auf der Nase.

Dann drehte er sich donnernd zu mir:

„Fräulein, unsere Naturwissenschaftliche Fakultät ist weltberühmt. Unser Botanisches Institut steht

in Verbindung mit Instituten aus Südamerika, der Schweiz, Frankreich, Deutschland, usw. Genauso das Zoologische Institut, von dem Speläologischen, dem Höhlenforschungsinstitut ganz zu schweigen. Und was noch wichtiger ist, die lateinische Nomenklatura ist weltweit gültig und hat nichts mit Politik zu tun. Bei uns wird Wissenschaft gelehrt, die keine Grenzen kennt. Bedenken Sie das, Fräulein!“ Er war in Rage gekommen, obwohl ich das nicht beabsichtigt hatte.

„Aber bitte, an der Germanistik Fakultät ist mir ein Studienplatz sicher!“, versuchte ich, ein bisschen genant, zu überzeugen.

„Was für Germanistik, Fräulein? Sie haben ein deutsches Gymnasium besucht und ein deutsches Abitur gemacht. Sie können doch genauso viel Deutsch, wie die jungen Dozenten, die dort unterrichten werden. Was wollen Sie von denen lernen, ha?“ Er war neben mich getreten, sah mich herausfordernd an und setzte noch eins drauf:

„Was wollen Sie in Deutschland oder in Österreich mit unserer Germanistik? Die wird doch dort nicht anerkannt!“

Ich traute mich nicht, ihm zu antworten. Dass man aus Rumänien, aus einem Land des Eisernen Vorhanges, nicht nach Deutschland oder Österreich gelangen konnte, wusste er sicher besser als ich. Warum hatte er dieses Argument ins Spiel gebracht und ohne es zu wissen, mein Innerstes berührt?

„Deutschland ist dein Mutterland, mein Kind! Dort sprechen sie unsere Sprache, dort singen sie unsere Lieder, dort hat Luther gelebt und der große Goethe.“ Die Worte der Großmutter haben sich mir tief eingeprägt. Ich sehe sie vor mir, gebückt und klein. Barfuß, mit einem zerschlissenen Rock und einem großen, selbstgemachten Strohhut schreitet sie vor mir über ein abgeerntetes Stoppelfeld, das ihr vor der kommunistischen Enteignung gehört hatte. „Lerne, mein Kind! Benütze deinen Kopf! Wähle den Gescheitesten zu deinem Partner! Kehre Heim!... Hierher sollen die Wälder zurückkehren und der Bär und der Wolf! Es soll werden wie es damals war, vor 800 Jahren, als unsere Vorfahren kamen!“ Ihre Stimme kam aus der Welt der Geister und ich ging neben ihr, barfuß und unbeholfen, ein kleines Mädchen, in einem verblichenen Kattunkleidchen.

Sicher hatte der Herr Căliman das alles nicht geahnt. Er hatte nur die Gesetze gekannt, die unsrigen und die der fremden Staaten. Nur das hatte er mir mitteilen wollen, mehr nicht.

Und doch hatte er damit Schicksal gespielt. Er fühlte es und wurde weich: „Schauen Sie Fräulein, Sie haben ein bekanntes Gymnasium besucht und wenn ich mir so Ihre Noten ansehe, *o să fie bine*, wird es gut werden!“

An einem dämmerigen Septemberabend bin ich dann wieder im Zug, im *Accelerat*, in Richtung Mediasch. Wir fahren in die Nacht hinein, der Zug ist übertoll, ich stehe im Gang neben dem Fenster, mit Holzkoffer, vollem Fünfliterkrug und Schultasche. Wie ich von der „Elena Pavel“ zum Bahnhof gelangt bin, weiß ich nicht mehr.

„Toni, mach schnell, pack deine Sachen und verschwinde durch die Hintertür! Die Oltenierinnen kommen von der Uni, sie wollen dich erschlagen!“ Ganz erhitzt sprudelt es die Sanda heraus. Sie war an der Uni, bei den Listen am Aushang, und ist von der Bushaltestelle im Dauerlauf gekommen, um mich zu warnen.

„Schnell, schnell, sie sind bald hier!“ und ihre großen, braunen Augen flehen mich an. Sie ist eine halbe Sächsin aus Hermannstadt. Von ihrem Vater hat sie den rumänischen Namen Oprea. Sie kann gut Deutsch, die Sanda, und ist ein aufgewecktes Fräulein mit kurzen ondulierten Haaren und einem Bonbon-Mund. Die Sätze sprudeln aus ihr heraus, schnell, sehr schnell. Man hat den Eindruck, dass sie die hervorstechenden Hamsterzähne schleunigst hinter ihren Lippen verstecken will. Die Aufnahmeprüfung hat sie bestanden, obwohl die Konkurrenz an der *Biologie- secția științifică* so groß war, wie bei den Medizinern.

„Aber Sanda, ich weiß nicht worum es hier geht?“

„Schnell, schnell, ich helfe dir! Du hast die Prüfung bestanden. Die Ani und die Rosi auch.“

Meine Habseligkeiten sind im Nu im großen, grauen Holzkoffer verstaut. Der Rucksack mit dem Fünfliterkrug voll Wein ist auch schon auf dem Rücken, die Schultasche trägt die Sanda. So laufen wir zur Hintertür. Ich weiß noch immer nicht, worum es geht und warum mich die Oltenierinnen erschlagen wollen. Im Laufen unterrichtet mich die Sanda. Die sechs Oltenierinnen aus unserem Zimmer seien durchgefallen und das schon zum zweiten und teilweise zum dritten Mal. Auf mich seien sie

wütend, weil man mir erlaubt hätte, die mündlichen Prüfungen in deutscher Sprache abzulegen. Zwei von ihnen seien in meiner Gruppe gewesen und hätten sich nun lauthals im Dekanat beschwert, weil sie meine deutschen Ausführungen und Prüfungsantworten nicht verstanden hätten. Es wäre ein abgekartetes Spiel gewesen, ich hätte die Professoren bestochen. Der Chefsekretär der Fakultät, der Herr Căliman, hätte den Dekan geholt und der hätte die Oltenierinnen äußerst scharf zurechtgewiesen und dann hinaus komplimentiert.

Wie Furien seien die dann die Treppen heruntergestürzt, mit wilden Flüchen gegen die *afurisita de nemțoaică* (die niederträchtige Deutsche). Schon vorher, bei den Listen am Aushang, hätten sie vor Wut geschäumt und sich geschworen, die Sächsin windelweich zu prügeln. Die Sanda war ihnen vorausgeeilt und hatte den Bus erreicht.

Zum Aushang an der Uni bin ich dann doch noch gegangen und habe ganz aufgeregt meinen Namen gesucht. Irgendwo, in der Mitte einer Liste hab ich ihn gefunden. Unter ihm war ein dicker, roter Strich. Alle Kandidaten über dem Strich hatten die Aufnahmeprüfung „mit Stipendium“ bestanden. Immer wieder habe ich mich vergewissern müssen, dass mein Name über dem roten Strich steht und hab's lange nicht fassen können. Mein Glück? Ein Zufall? Der Lohn meiner Anstrengung? Vielleicht ein Herr Căliman?

Der Zug saust durch die Nacht, ich stehe am Fenster, ich bin aus Stahl.

Mit meinen Unterschenkeln halte ich den Krug. Er ist voll mit Wein. Warum schenke ich den Wein nicht an die Menschen hier im Zug aus? Warum habe ich ihn nicht den Jungen und Mädchen beim Aushang an der Uni spendiert? Warum öffne ich nicht das Fenster und schütte ihn in die Nacht hinaus? Warum? Warum?

Ja, warum habe ich keinen Leu von meinem Taschengeld ausgegeben? Wenigstens eine Cremeschnitte oder eine *spumoasă*, eine Schaumschnitte, hätte ich mir kaufen können, denn sie haben mir so oft das Wasser im Mund zusammenlaufen lassen, wenn sie prall gefüllt, gelb und rosa von den Tablettis in den Auslagen der *Vitadulci*, der *Cukraszda*, lockten. Ich bin hart geblieben und vorbei gegangen. Das Essen in der Kantine hat gereicht, zu Hause hatten sie auch nicht mehr. Cremeschnitten und *spumoase*? Nein, das ziemte sich nicht. Das Geld des Vaters war zu

schwer verdient. Auch dieser Wein war zu kostbar. Unsereins konnte sich solche Kostbarkeiten nicht leisten, obwohl uns jeder Tropfen dieses Weines gebührte. Er stammte auch aus den Weingärten meiner Großmutter. Als junges Mädchen hatte sie eigenhändig die Reben veredelt. Jeden Stock in ihren Weingärten hatte sie selbst gepflanzt. 1948 hatten uns die Kommunisten die Weingärten weggenommen. Nicht nur uns. Allen Sachsen!

Mitten in der Nacht steige ich in Mediasch aus dem Zug, außerhalb des Bahnhofes. Im Stockfinstern tappe ich entlang der Gleise, einem nebeligen Licht entgegen. Die Bank vor dem Bahnhofsgebäude ist leer und ich will mich auf ihr breit machen. Aber sie ist nass vom Nebel und die Nacht ist kalt, meine Sommersachen können mich nicht wärmen. Mir bleibt nur der Wartesaal. Schon beim Gedanken muss ich erschauern. Doch ich reiße mich zusammen. Beim Betreten erschlägt mich der Gestank, aber auch eine wohlige Wärme kommt mir entgegen. Von der Decke baumelt eine beschlagene Glühbirne an einem gebogenen Draht. Mit etwas Mühe entdecke ich zwei leere Stühle neben der Tür, die scheinbar auf mich gewartet haben. Überall kauern unkenntliche Gestalten. Schnarchend, ächzend, in Lumpen gehüllt, dünnen sie vor sich hin. Ich muss meine Augen offen halten und die Schultasche fest in die Arme nehmen. Geld und Akten trage ich auf der nackten Haut meiner Brust, mit Sicherheitsnadeln am Unterhemd befestigt. Das halte ich schon seit meiner frühesten Kindheit so. Nur nicht einschlafen, sonst stehlen sie mir alles. Ich fühle die Augen, sie mustern mich. Aus der gegenüberliegenden Ecke sind zwei Kohlen auf mich gerichtet. Mitten aus einer unförmigen Masse fixiert mich ihr Weiß. Eine Ewigkeit. Ich halte den Blick aus und starre zurück, bis sich eine Gestalt erhebt und auf mich zukommt. Sie ist noch ein Kind, in Lumpen gehüllt, mit einem gewölbten Bauch und einem nackten Säugling an der Brust. Vor meinem Fünfliterkrug geht sie in die Hocke. Sie sagt kein Wort. Ich blicke ihr lange ins Gesicht und nenne sie „Maria“. Kein Maler, auch der berühmteste nicht, hat jemals so ein Gesicht auf eine Leinwand gezaubert. Kalte Schauer laufen über meinen Rücken, auf so ein Wunder an Schönheit inmitten dieses Gestanks und dieser Elendsgestalten war ich nicht gefasst.

„Lass dir vorhersagen, *domnișoară* (Fräulein)!“
Leise formen es ihre Lippen, um den Säugling
nicht zu wecken.

„Ich hab kein Geld und glaub auch nicht daran!“,
flüstere ich zurück.

„Von dir würde ich nie Geld annehmen. Gib mir
deine Hand!“ Ein leiser Befehl und ich gehorche.
Sie betastet meine linke Handfläche, tut, als
spucke sie hinein und murmelt leise Sprüche auf
Zigeunerart, die ich nicht verstehe.

„Du bist über eine Brücke gegangen und stehst am
anderen Ufer. Dein Weg ist dir vorgezeichnet. Du

musst hin gehen. Allein, aus eigener Kraft. Du
wirst dich entfernen von deinen Menschen.“

Sie muss mein Erschauern gespürt haben, denn sie
blickt kurz zum Fenster.

„*Să crapă de ziuă* (Der Tag bricht an) und dir
wird keiner was antun, *șohan* (nie und nimmer).“

Damit entließ sie meine Hand und kroch in die
Ecke zurück, zu ihrem Volk.

Ein Pfingsturlaubstag in Baaßen

Michael Hermann

Natürlich wollten wir den Pfingstumzug in
Dinkelsbühl wegen unseres geplanten
Siebenbürgenurlaubs nicht ausfallen lassen, da in
diesem Jahr auch unsere Baaßner Gemeinde am
Umzug teilnahm. Alles verlief, wie geplant.
Baaßner Teilnehmer mit und ohne Tracht waren
auch in diesem Jahr reichlich vertreten, aber der
anhaltende Regenschauer vertrieb schnell die
Massen. Mit nasser Tracht eilten wir zu den Autos
und versuchten, das Gewand vor dem Regen zu
schützen. Schon bald traten wir den Heimweg an,
denn wir mussten noch die Koffer und das Auto
packen, um in der Früh die Reise nach Baaßen
anzutreten. Da Hanni und ich uns während der
Fahrt abwechselten, erreichten wir gegen Abend
Baaßen. Wenn wir in den Vorjahren immer ein
Abeitsprojekt im Schilde hatten, war dieses Mal
nur eine kleinere private Tätigkeit im Friedhof
eingeplant. Die Sehnsucht, über die Felder zu
gehen, die Einsamkeit, die Ruhe, die Stille, die
pure Natur erleben zu dürfen, war schon über die
Jahre auf dem Wunschzettel gestanden und oft
reichte dazu die stets verplante Zeit nicht aus. Wir
konnten, trotz Regenschauer und ungünstigem
Wetter, nach ein paar Tagen die geplante
Friedhofsarbeit als abgeschlossen betrachten.
Abwechslungsreiches Wetter, Anwendungen im
Kurbad, Einladungen bei Freunden und Bekannten
fehlten auch nicht, aber wo blieb unser
Naturspaziergang? Irgendwann am Samstag, den
25.05., entschieden wir uns loszugehen, obwohl

der Himmel schon wieder grau war. Wir wollten
durch „Die Nuaen“ („Făgădauă“) auf den
Waldkamm und bis zur „Hohen Warte“ oder
„Fundătură“ gehen. Schon beim Strava
(„Făgădauă“) fielen die ersten dicken
Regentropfen und wir zweifelten daran, dass wir
weitergehen konnten, da inzwischen auch ein
heftiger Wind den Regen hin und her wirbelte. Da
nun alles nass war, entschieden wir uns für eine
kürzere Tour. Über „Schabräck“, „Schäffa“,
„Lämpesch“ und „Icheltscher“ erreichten wir das
neue Gas-Hotel und waren überrascht, dass hier,
obwohl es schon Mittag war, die Kundschaft
ausblieb. Hunger hatten wir auch keinen und so
gingen wir bei leichtem Nieselregen Richtung
Bad. Die Neugierde ließ uns nicht vorbeigehen,
ohne einmal ins „Lehrerheim“ hineinzuschauen
und die kleine seitlich gelegene Parkanlage mit
Sitzgelegenheiten aufzusuchen. Weiterhin besahen
wir uns das ehemalige Gasthaus „Tulipan“ und
zuletzt den Kinosaal.

Ich kämpfte mich auch ohne Machete durch hohe,
armdicke Akazien, Kastanien und Ahornbäume
durch, um hier den ersten Eingang zu erreichen.
Der Anblick im Inneren ist erschreckend. Es ist
eine Szene, wie aus einem Horrorfilm, wo jeden
Moment ein Geist oder Gespenst auftauchen
könnte! Die herunterhängenden und kaputten
Jalousien, eingeschlagene und teilweise
herausgerissene Türen und Fenster, die Mauern
übersät mit unzähligen pornografischen Sprüchen
und Zeichnungen, die eingeschlagenen
Kachelöfen, die Stühle aus dem ehemaligen
Kinosaal sind alle zertrümmert und nur die
Nummern an der Rückenlehne erinnern an die

Zeiten, als wir hier gerne einen schönen Film oder ein kulturelles Programm anschauten. Es ist also eine perfekte Filmkulisse des Grauens.

Ich stehe auf der Bühne, wie damals in den 70er Jahren und meine Erinnerungen werden immer wacher und lebhafter. Ich denke an die Tanzabende, als wir noch jung und abenteuerlustig waren. Auch jetzt noch ertönt in meinen Ohren die Lifemusik der damaligen Bands. Ob es die „Mediensis“, „Selenä“ oder die Baaßner „Ariston“ waren, wo auch unsere Baaßner Jungs zum Tanz aufspielten. Es waren H. P. Kinn, H. P. Binder (+), H. G. Benn, Willi Groß, M. Klein (Fenta), Tummy Fleps, Aurică usw. - alle gaben ihr Bestes und wir alle genossen es, waren glücklich und zufrieden. Nicht zu vergessen ist unsere damalige Tanzgruppe, die ihre lebhaften und schwungvollen Tänze mit viel Stolz und Dynamik präsentierte.

Leider wird mir aktuell eine neue Kulisse geboten. Es herrscht hier eine Totenstille. Ich stehe hier, umgeben von Balken, Dachlatten, Mauerziegeln und einer Menge Bauschutt. Über mir ziehen dunkelgraue, tiefliegende Wolken vorbei und nur der Pfingstregen leistet mir diesmal Gesellschaft. Über mir gibt es kein Dach mehr. Es ist leider unlängst eingestürzt. Nachdenklich und von Wehmut gepackt, verlasse ich diese Ruine und versuche, das Gesehene zu ordnen.

Vorbei an der „Karl- und Schweizer-Villa“ erreichen wir die „Ehrlich-Villa“ (hier war einst die Bibliothek und der Lesesaal), die von der Bausubstanz her auch nur geringfügig besser aussieht als das Tulipangebäude. Es waren einst schöne Gästehäuser, aber niemand bemüht sich, sie wieder in Schuss zu bringen.

Weiterhin liegt die „Öltätti- und Vernetta-Villa“ vor uns. Die erste sieht von außen gepflegt aus und man merkt es auch, dass hier der neue Besitzer einen Umbau und eine Gesamtanierung durchführt. Die „Vernetta“ wurde von einer ortsfremden Ärztin gekauft und steht seit Jahren leer. Der Zahn der Zeit hat auch hier tiefe „Bisswunden“ hinterlassen.

Der Regen will uns trotzen und nun gießt es in Strömen. Wir suchen Schutz im Gasthaus „Beim Umbrat“ (heute „Căprioara“), welches auch unbesucht ist und bestellen eine Kuttelsuppe. Die Tische sind festlich gedeckt und der Ober verrät uns, dass in zwei Stunden eine Hochzeit gefeiert wird. Die Ruhe wird durch einen Flachbildschirm gestört, auf welchem gerade Fussballausschnitte

des FC Bayern München und der Borussia Dortmund laufen. Morgen Abend ist das Finalspiel in England und ich bin froh, dass es ein deutsches Finale ist, geht es mir durch den Kopf. Inzwischen und kaum zu glauben, ist der Himmel blau geworden, die Sonne brennt heiß und schon sind die ersten Spaziergänger auf der Allee. Auch wir entschließen uns, unseren Weg weiter zu gehen, nur nicht in die Felder und Wälder, da noch alles nass und aufgeweicht ist.

Von der Hauptpromenade zweigen wir ab in Richtung ehemaliges Schwimmbad, wo man in den letzten Jahren auch auf ausbleibende Investoren wartet. Uns erreicht ein leicht modriger, etwas nach Salz riechender und leicht lettiger Geruch - es ist die Merkel-Trinkquelle, so wie wir sie als Baaßner kannten. Natürlich gehen wir nicht weiter, ohne eine kleine Kostprobe zu nehmen. Das Wasser ist noch immer kristallklar und rund um die Quelle auch sauber, so dass einem die Lust zu trinken nicht vergeht.

Nun auf einmal ein ganz anderer Geruch! Fast wie in einem Drogeriemarkt weht uns ein sehr lieblicher, leicht süßlicher und sehr intensiver Duft in die Nase. Wir suchen die Umgebung nach der Duftquelle ab. Neben dem Schwimmbad, neben den ansteigenden Stufen in Richtung „Schelkergebäude“ ist ein kleines duftendes Naturparadies entstanden. Im Hintergrund die hohen Akazien, die inzwischen auch sehr hoch gewachsenen Holunderbüsche, dazu eine ganze Hecke mit weißem und lila Flieder. Hinzu kommt noch eine Duftbrise der zwei ebenfalls hoch und breit gewachsenen Jasminbüsche. Alles steht in voller Pracht und Blüte. Die unzähligen Fluginsekten, unzählige Bienen summen und tummeln sich nun bei diesem heißen, aber doch sehr angenehmen Sonnenschein, den überlebenswichtigen Nektar zu entziehen. Eine Goldammer, die ganz oben in der Spitze einer Fichte sitzt und ein paar Spatzen, die mit der Fütterung ihrer Jungen beschäftigt sind, durchbrechen mit ihrem Zwitschern diese wohltuende Stille. Auch wir genießen diese sehr angenehmen Momente und „bewundern“ die noch vor uns stehende Ruine des Schelkergebäudes. Es wurde von Dr. Erich Schelker in den 20er Jahren gebaut.

Ich möchte nicht unbedingt auf die geschichtlichen Hintergründe des Bades eingehen, aber über eines bin ich mir inzwischen fast sicher, dass nämlich die heutigen Baaßner viel zu wenig

Kenntnisse über die geschichtlichen Ereignisse, die in unserem Bad stattgefunden haben, besitzen, obwohl wir *sooo* stolz auf unser Baaßner Kurbad sind. Ich frage mich, wer z. B. die Karl- und die Schweizer-Villa, die Oberth-Villa, das Tulipan-Gasthaus, das Merkur, das Umbrath (Umberath), das Reifeisenhaus, das „untere Wannenbad“, das Kursaalgebäude usw. gebaut hat und wann dies geschehen ist. Sicherlich hätte man das von der „älteren Generation“ in Erfahrung bringen können.



„Maria Villa“

Ich stelle fest, dass ich hier in meinem Wissen Lücken habe und erkenne, dass diese in der heutigen Zeit schwer zu ergänzen sind. Wir wollen nun weiter gehen, kommen aber durch dieses Gebüsch nicht voran und müssen in die Hauptallee umkehren, kommen dann bei der ehemaligen „Salzkocherei“ vorbei, die sich zwischen dem Merkurgebäude und der „Villa Maria“ befindet, um auf die Hauptstraße zu gelangen. In einem Nebenraum des „Merkurhauses“ befindet sich eine Wannenanlage, wo durch das Kochen und Sieden des „Bethesdaquellen-Salzwassers“ „Baaßner Salz“ entzogen wird. Hier gibt es auch eine Verkaufsstelle, wo man das fertig verpackte Salz kaufen und mitnehmen kann. Fast überall, wenn man die Straße hinunter geht, sind Baustellen oder Schilder mit der Aufschrift „Haus zu Verkaufen“ angebracht.

Am ehemaligen Haus der Familie Stengel (Hnr.202) bleiben wir stehen. Es wurde auch vom Besitzer des „Karpaten-Tourism“ aufgekauft und für Gäste hergerichtet.

Unsere Neugierde lässt uns nicht weiter gehen, bevor wir den Um- und Neubau nicht begutachtet haben. Wir müssen nur staunen und sind sehr

positiv überrascht, wie geschmack- und liebevoll die Räume ausgestattet sind. Der Preis ist hier an die Größe der Zimmer angepasst und beträgt zwischen 80 und 90 Lei oder umgerechnet ca. 20 bis 22 Euro pro Zimmer für eine Übernachtung mit Frühstück.

Nun ist auch der Himmel wolkenlos, also ein optimales Wanderwetter, obwohl die Sonne schon hinter den „Gartnern“ (Weinbergname) sinkt. Nach Hause gehen, jemanden besuchen oder treffen, wollen wir auch nicht und so brechen wir den Weg über „das Giessken“ (beim Ehrlich-Misch) in Richtung „Dresch“ an. Wir sind überrascht, dass es hier nicht mehr die vielen Feldblumen gibt, wie damals in unserer Kindheit. Einst pflückten hier junge Madel Margarethen, Zittergras (Hasenbrot), Wilde Nägelblumen, Glockenblumen usw., um Ende Juni die Krone für das Kronenfest zu binden.

Wir steigen in Richtung „Päck“. Nun, im ehemaligen Weinberg, mache ich mich auf die Suche nach einem Traubenblatt.

Es war 1975 bis 76 als man diese Weinberge als unproduktiv und nutzlos bezeichnete, obwohl es in Wahrheit an fachlichem Personal mangelte. Der damalige Entschluss der SPG (Staatliche Produktions- Genossenschaft) lautete: „Aufgeben!“ Eigentlich sehr schade! Es bedeutete das Ende der Ära „Weinbau und Winzerei“ in Baaßen, welche unseren Landsleuten eine gute und sichere Existenz über Jahrhunderte geboten hat.

Mein Suchen bleibt unbelohnt!!! Ich finde zwar Triebe (Reben), aber es sind nicht die Edelsortentriebe, sondern nur die der „Träger“. „Vor den Toren des Zigeunerberges“ in der „Päck“ angelangt, genießen wir diese atemberaubende Höhenaussicht über das Dorf, in der Ferne die Turdaer-Schlucht, Sf.-Mărie, Botorca, Româneşti usw. Noch schnell der „Hirschah“, „dem Wiesenriech“, „dem Tarnenbäsch“, „dem Hirschenbäsch“ etc. einen Blick widmen. Meine Überraschung lässt mich nur staunen, dass in der Nähe der Ortschaft so viele „Stine“ (Schafskoppeln) sind. So z.B. zwei in der „Hirschau“, eine unter dem „Foffelbäschengrütt“ und sicherlich sind noch 1 bis 2 „vor dem Wald“ und am „Hirschenbäsch“. Es ist auffallend, wie rasch und selbstbewusst die „Dominanten Herrscher der herangewachsenen Nation“ sich „zu ihrem Ursprung bekennen...“

Das Motto könnte lauten: Weinbau-Winzerei: nein! Schafzucht: ja!

In einer schriftlichen Abhandlung aus dem Jahre 1956 „**Siebenbürgen - ein Abendländisches Schicksal**“ auf S. 29 schreibt der Autor Heinrich Ziller folgendes: „*Die Rumänen kamen, da Ludwigs Macht auch über die Mündungsgebiete der Donau reichte, nun in steigender Zahl über die Gebirge und verbreiteten sich in allen Teilen Siebenbürgens. Der Wojewode der Walachei, Wajk, der mit einigen Grenzstrichen belehnt worden war, nannte sich geradezu „Herzog der neuen Ansiedlung des Fogarascher Gebietes“. Seine Untertanen machten den Sachsen viel zu schaffen, weil sie ihre Herden auf die Felder des Königsbodens trieben, woraus sich manche*

Bluttat entspann.“

Langsam und mühsam schreitend, erreichen wir wieder den Zigeunerberg und bestellen bei der Fam. Gaspar noch drei Liter Büffelmilch, die wir erst am nächsten Morgen abholen können. Nun verabschiedet die Abendglocke mit ihrem hellen und andächtigen Klang den Tag, nachdem der Dreiklang „dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist“ durch Berg und Tal erklingen ist. Nach einem abwechslungsreichen, nicht vorgeplanten, aber trotzdem sehr erlebnisreichen Tag sind wir nun auch bald „daheim“ – auf dem Pfarrhof.

Mein Motto heißt: Wer seine Heimat liebt, dem wird es nicht langweilig!



Hinter dem Stein

Erinnerung an die Kindheit und Jugendzeit in Baaßen

Familienchronik

Maria und Jörg Zwygart-Gotterbarm
Kasthoferstrasse 48
CH-3006 Bern
Schweiz

"Ein Menschenherz kann viel tragen,
Kinder können sehr viel fragen."

In diesem Satz verbirgt sich sehr viel. Ein jeder von uns hat eine eigene Lebensgeschichte. Es ist vergleichbar mit einem "Rucksack", den man immer mit sich trägt und in welchem viele Erzählungen, Erlebnisse und Erinnerungen verborgen sind. Bei jeder Begegnung mit Freunden oder Bekannten holt man - je nach Gesprächsanlass - ein entsprechendes "Erinnerungspäckchen" hervor.

Früher sagte man: „Von der älteren Generation kann man viel lernen...“

Heutzutage ist es umgekehrt, da lernen die Erwachsenen von den Kindern, soweit ist die Technik fortgeschritten. Es gibt aber doch noch gewisse Sachen, bei denen wir Alten den Vorteil haben, das ist die Lebenserfahrung. Die Jahre in Rumänien - Siebenbürgen - haben uns fürs Leben geprägt. Ich möchte sie nicht missen: die Kindheit, die Schulzeit und die Jugendjahre. Die schönen Erinnerungen überwiegen, die negativen werden verdrängt. Das ist auch gut so!

Für das Baaßener Heimatblatt habe ich wieder ein "Päckchen" aus meinem Rucksack herausgeholt und aufgetan. Es ist eine Familiengeschichte über die Vorfahren väterlicherseits. Wie schon gesagt: "Kinder haben viele Fragen..."

Großmutter Gotterbarm war für mich ein Juwel. Sie nahm sich auch immer die Zeit, ausführlich und dem Alter entsprechend auf meine Fragen zu antworten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich jedes Mal, wenn in der Kirche ein Brautpaar offiziell verkündet wurde,

mit der folgenden Frage nach Hause kam: „Großmutter, sind wir mit dem Brautpaar auch verwandt?“ Es ging mir dabei um Einladung zur Hochzeit. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Wenn sie "ja" lautete, wurde von beiden elterlichen Seiten die Verwandtschaft bis ins 3. und 4. Glied aufgezählt. Dann sagte ich nur: „Großmutter, nun weiß ich, dass wir mit dem ganzen Dorf verwandt sind!“ Beide Großelternpaare, sowohl Gotterbarm als auch Christiani, die Eltern meiner Mutter, kamen aus Baaßen. Ich mochte sie alle sehr gerne. Aber die "Gopend Grius" war der Engel an meiner Seite. Ihr allein konnte ich alles anvertrauen und auch alles mit ihr besprechen. Ich stellte Großmutter viele Fragen über die „gute alte Zeit“ und hörte ihr sehr gerne zu, wenn sie über ihr Elternhaus erzählte.

Großmutter war eine gebürtige Hermann. Ihr Vater war Landwirt und Organist. Das Elternhaus war der Organistenhof in der Steingasse Nr.46. In diesem Haus wurde ich 1941 geboren und lebte darin bis 1945. Großmutter wuchs zusammen mit drei Geschwistern auf. Die älteste Schwester war Sarah, die zweitälteste Rosina und dann folgte ihr Bruder Michael. Sie selber war die jüngste in der Familie. Ein „Nesthäkchen“ und als Kind immer krank, erzählte sie. In der Familie wurde viel musiziert. Die 3 Mädels machten zusammen mit der Mutter während der Wintermonate Handarbeiten und dabei wurde viel gesungen. Die Aussteuer wurde zu Hause von Hand und aus Hanf angefertigt. Dabei wurde der Hanf selbst gesponnen und zu Stoff gewoben. Schließlich wurden aus dem selbst hergestellten Stoff Leintücher, Handtücher und Tischwäsche genäht.

Es fiel mir auf, dass die Großeltern sich gegenseitig nie besuchten. Zu der Zeit gab es kein Telefon im Haus, sondern nur auf der Post. Man besuchte Freunde und Bekannte spontan ohne Voranmeldung. Christiani Großmutter kam oft alleine vorbei. Die Briefe meiner Mutter aus Deutschland wurden gegenseitig ausgetauscht und vorgelesen. Christiani Großmutter weinte dabei jedes Mal. Die "Gopend Grius" fand immer ein Trostwort für sie.

An meiner Konfirmation war ich sehr traurig. Ich dachte an meine Eltern, die weit weg waren: die Mutter in Deutschland und der Vater in Russland, vermisst bei Stalingrad. Den Vater hatte ich mit sieben Monaten und die Mutter mit vier Jahren zuletzt gesehen. Bei den Großeltern war ich gut aufgehoben und umsorgt. Die Eltern fehlten mir jedoch. Ich habe sie all die Jahre sehr vermisst. Nach der Konfirmation wurde ich von den Großeltern als erwachsene Person angesehen. Eines Tages sagte Großmutter zu mir: „Maria, ich möchte dir etwas aus der Vergangenheit erzählen...“. Sie sprach oft über ihre jungen Jahre zusammen mit ihren Geschwistern und darüber, wie schön sie es in der Familie hatten. Aber diesmal wurde es ein ernsthaftes Gespräch. Natürlich war ich neugierig und gespannt. Ein paar Tage später war es soweit, Großvater war außer Haus. Großmutter und ich setzten uns gemütlich an den Wohnzimmertisch und wie immer hörte ich aufmerksam und gespannt zu. Ich merkte sofort, dass es nicht wie sonst ein fröhliches, lockeres Gespräch war. Großmutter wurde nachdenklich und das Sprechen viel ihr schwer. Es war eine zutiefst berührende Vergangenheit.

Großmutter begann zu erzählen: Die ältere Schwester Sarah hatte das Elternhaus als erste verlassen. Sie heiratete den Bauern und Alleinerben Peter Gotterbarm und zog nur drei Häuser weiter, in der Steingasse, auf den Bauernhof mit der Hausnummer 43. Es war eine Liebeshe, was zu der Zeit nicht immer der Fall gewesen sei. Die Eltern vom Großvater waren sehr früh gestorben, somit erwartete Sarah viel Arbeit auf dem Bauernhof. Im Jahr 1907 kam ein gesundes Kind zur Welt. Ein Junge, sein Name war Peter. Die Eltern waren sehr glücklich. Es gab keinen Arzt und keine Hebamme im Dorf. Bei den Geburten halfen die Mütter und Schwiegermütter mit. Bei Erkrankungen wurden Hausmittel eingesetzt. Tee und Salben wurden selber hergestellt.

Rosina, die zweite Schwester, heiratete den Peter Christiani, ebenfalls einen Bauernsohn (mein Großvater). Zu der Zeit mussten die Frauen sehr viel auf dem Feld mithelfen und den Haushalt alleine bestreiten. Jede anfallende Arbeit war Handarbeit: waschen, putzen, kochen, backen und die Kinder umsorgen. Bei der ersten Geburt starben Rosina und das Neugeborene im Kindbett. Es gab keinen Arzt und sonst keine Geburtshelfer



Familie Christiani und Familie Gotterbarm Jahr 1938

im Dorf.

Ein trauriger Verlust für die Hinterbliebenen. Seine zweite Ehefrau Maria stammte aus der Familie Faff. Sie bekamen zwei Kinder, meine Mutter Maria und den Sohn Peter. Bei der zweiten Geburt bekam Maria eine Infektion und daraufhin einen Herzschaden, unter welchem sie das ganze Leben lang litt.

Zwischen den Familien Christiani und Hermann entstand ein Erbschaftsstreit, den ich auch zu spüren bekam. Christiani Großvater kam nie zu uns zu Besuch, Großmutter kam immer allein. Großvater hatte im Krieg einen Gehörsturz erlitten und mit zunehmendem Alter wurde es immer schlimmer.

Großmutter erzählte andächtig und langsam weiter. Ich wollte noch mehr wissen und hören. Auf dem Bauernhof Nr.43 gab es viel Arbeit, aber alles lief rund. Der kleine Junge bereitete den Eltern große Freude. Als Peter 5 Jahre alt war, kündigte sich bei der Mutter Sarah Nachwuchs an. Die ganze Familie freute sich auf das Kind. Bei der Hausarbeit und zwar beim Fensterputzen bekam die Mutter aufgrund eines Durchzugs eine starke Erkältung. Darauf folgte eine schwere Lungenentzündung. Kein Arzt war weit und breit,

den man zu Hilfe rufen konnte und es fehlten auch die nötigen Medikamente.

Großmutter erzählte langsam weiter. Auf dem Sterbebett bat Sarah ihre jüngste Schwester (meine Großmutter), dem Jungen eine Familie zu geben und ihren Mann Peter zu heiraten. Großmutter versprach ihr, alles Mögliche für den Jungen zu tun. Es war für sie eine große Aufopferung. Sie war verliebt in einen jungen Burschen aus dem Dorf, aber das Versprechen am Sterbebett hielt sie ein. Sie gab ihre große Liebe auf. Großmutter seufzte tief und sagte: „So war es damals, die Familie blieb zusammen!“ Meine Großeltern heirateten bald darauf und hatten eine glückliche Ehe. In all den Jahren, als ich dort bei ihnen zu Hause war, hörte ich kein böses Wort oder Schimpfen. Es mag sein, dass die äußeren Umstände und die schwierigen Zeiten sie so zusammengeschweißt hatten. Meine Großmutter gebar drei Söhne. Mein Vater Michael kam 1914 zur Welt, der zweite Sohn Hans wurde 1921 geboren und der Jüngste in der Familie war Fritz, 1927 geboren. Früher wurde den Kindern ihre Laufbahn schon in die Wiege gelegt. Die Jungen mussten schon früh auf dem Hof mithelfen. Der älteste Sohn Peter durfte studieren. Die



Meine Eltern Maria u. Michael Gotterbarm Jahr 1938

Ausbildung zum Apotheker sei sehr teuer gewesen. Großvater verkaufte den Wein aus dem Keller und finanzierte damit das Studium.

Mein Vater hätte gerne ein Musikstudium absolviert. Großvater war jedoch dagegen. Er müsse Bauer werden und den Organistenhof Nr.43 übernehmen. Großvater finanzierte Vater aber die Organistenschule in Hermannstadt. Leider konnte mein Vater den Beruf Organist wegen Militärdienst und Abberufung an die Front nicht lange ausüben. Gegen den Willen ihrer Eltern, wegen Streitigkeiten der beiden Familien, setzten meine Eltern sich durch und heirateten aus Liebe. Sie waren beide noch sehr jung, Vater 24 Jahre und Mutter 19 Jahre alt. Meine Mutter musste sich in jungen Jahren mit Hausarbeit, Landwirtschaft und dem zuständigen Personal als auch mit mir alleine durchschlagen. Mein Vater war zu dieser Zeit beim Militär. Die Eltern und Schwiegereltern konnten Mutter nicht viel helfen, da sie selber auf ihren Feldern und Weinbergen genügend zu tun hatten.

Es war eine harte Zeit, sagte Großmutter. Im ersten Weltkrieg hätten sie viele Ersparnisse auf der Bank verloren. Aber die Gesundheit und die Kinder waren das Wichtigste. Die Stimme der Großmutter wurde leiser, als würde uns jemand belauschen. Der zweite Weltkrieg und die Zeit danach war am schlimmsten. Die Kinder wurden uns weggenommen und in die Fremde an die Front geschickt. Fritz war erst 15 Jahre alt. Er war in Temeswar an der technischen Schule in Ausbildung. Von dort wurde er direkt abtransportiert. „Einzig du allein bist uns hier geblieben!“, sagte die Großmutter mit belegter Stimme „Ich habe im Stillen so viel geweint, ich habe keine Tränen mehr. Mein Herz ist so schwer, wie ein Stein.“

Großmutter war hart zu sich selbst. Stets wirkte sie gefasst und ausgeglichen. Ich habe sie nie weinen gesehen. Bei diesem tief rührenden Familiengespräch blieben meine Augen nicht trocken. Ich merkte, es war diesmal für sie eine

Erlösung, etwas loszuwerden, was ihr lange auf dem Herzen lag. Dieses Gespräch ging mir tief unter die Haut.

Viele Leute aus dem Dorf kamen zur „Gopend Grius“ und holten sich neue Kraft und Trost. Die Großeltern hatten in all den Jahren nie Urlaub. Das Wort war für sie unbekannt. Einzig und allein der Sonntag war für sie heilig. Sie waren fleißige Kirchgänger und da schöpften sie neue Kraft für die kommende Woche. In der Kirche legte Großmutter nach harter Arbeit die Hände in den Schoß und fand Ruhe und Frieden.

Ihre beiden Söhne Hans und Fritz kamen aus der russischen Gefangenschaft nach Deutschland, heirateten dort und kamen nur in den Ferien nach Baaßen zu den Eltern. Auch meine Mutter kam von Russland nach Deutschland und nicht wieder nach Baaßen zurück. Für beide Großelternteile brachte der zweite Weltkrieg einen großen Verlust.

Meine Großmutter hatte all ihre Lieben auf den Friedhof begleitet: Ihre beiden Schwestern und den Bruder Michael, er war Pfarrer und betreute bis zu seinem Tod die Gemeinde Bonnesdorf, den Sohn Peter (Apotheker) und zuletzt den Ehemann (meinen Großvater). „Ein Menschenherz kann viel tragen.“

Meinen in Russland vermissten Vater, ihren Sohn Michael, nahm sie mit 95 Jahren mit sich ins Grab. Er war für sie nie gestorben.

Großmutter lebt in meinem Herzen weiter. „Nur die Menschen sind tot, von denen man nicht mehr spricht.“

Weihnachten steht vor der Türe und das alte Jahr neigt sich dem Ende zu. Ich wünsche hiermit allen frohe Festtage und für das neue Jahr 2014 Gesundheit, viel Glück und Zufriedenheit. Allen, die einen lieben Menschen verloren haben, mein inniges Beileid. Von Fern aus Bern grüße ich herzlich.

Bern, 5. November 2013

Det Kokesch schloun...

Elke Deppner

Nun habe ich in Deutschland viele „Soxen“ aus verschiedenen Orten Siebenbürgens

kennengelernt, doch alle die ich fragte: „Huet er bei ech uch Iusterdauch den Kokesch geschloun?“, schüttelten nur den Kopf und fragten erstaunt: „Wot huet ir mät dem Kokesch gemaucht?“ Also erzählte ich ihnen von unserem

Brauch zu Ostern und ich erhielt oft die Antwort: „Seid froh, dass es da noch keinen Tierschutzbund gab!“ Man erbarmte sich ja auch des armen Hahns, aber es war ein Brauch und somit hinterfragte ihn keiner. Bekannte von uns aus Kaisd erzählten mir, dass sie diesen Brauch auch kannten.

Wenn man sich dann die Frage stellt, wo dieser Brauch eigentlich herkommt, so konnte mir das keiner von den älteren Baaßnern sagen, außer „Das war schon immer so und auch wir sind schon als Kinder hoingder den Stin (hinter den Stein) zem Kokesch schloun gegangen.“

Ich erinnere mich, wie es vor Ostern war... Jedes „Krinzken“ musste rechtzeitig schauen, wer einen Hahn im Dorf zu verkaufen oder vielleicht sogar selber im Hühnerhof einen zuviel hatte und ihn „opferte“.

Früher, bevor der Kommunismus die kirchlichen Feiertage verbot, ging man am Ostermontag zum „Kokesch schloun“. Nachdem aber an diesem Tag alle während des Kommunismus arbeiten mussten, wurde am Ostersonntag der Brauch gefeiert.

Nach dem Ostergottesdienst wurde noch besprochen, wann man sich treffen und was jeder noch mitbringen sollte.

Die „Kniecht“ hatten ja auch noch ein paar „Riusen“ zu „bespritzen“, mussten noch heim zum Mittagessen und die obligatorische „3-Liter-Plosk“ (Kunststoffbehälter) mit Wein befüllen, die man

am Nachmittag zum „Kokesch schloun“ mitnahm. Also ein recht „stressiger Tag“ - würde man heute sagen, der auch von mehr oder weniger Alkoholkonsum begleitet war...

Als alle soweit waren, machten wir uns auf den Weg „hoingder den Stin“ und man hatte den Eindruck, das ganze Dorf war unterwegs.

Jedes „Krinzken“ suchte sich einen ausreichend großen Platz aus, denn die „Staken“ der „Kniecht“

waren lang und schwer. In entsprechendem Abstand wurde der Hahn an einen Holzpflöck festgebunden, aber erst, nachdem ihm Wein oder der ein oder andere „Pali“ eingeflößt wurde. Der Gockel war praktisch betäubt und fiel auch öfter vom Holzpflöck herunter.

Nun durften die „Kniecht“ der Reihe nach versuchen, mit verbundenen Augen den Hahn mit dem „Staken“ zu treffen. Doch auch diese durften zuerst einen Becher Wein trinken und wurden mit verbundenen Augen ein paar Mal um die eigene Achse gedreht, um ihnen die falsche Richtung zu weisen. Die Zuschauer mussten oft schnell zur Seite weichen, denn mancher „Kniecht“ hatte Schwierigkeiten damit, den langen „Staken“ zu tragen und sein Gleichgewicht zu halten, da es doch, wie gesagt, ein recht „stressiger“ Tag war.

Der „Kniecht“ wurde von einem anderen „Kniecht“ in die Irre geführt, damit jeder Antretende die Möglichkeit hatte, beim ersten Durchlauf den „Kokesch“ zu schlagen.

Irgendwann beim zweiten Durchlauf traf dann ein „Kniecht“ den „Kokesch“ und dieser wurde von seinem Leid befreit.

Anschließend blieben wir noch da und schauten

anderen zu, während die Mütter, die uns das „Paprikasch“ aus frischem „Kokeschfleisch“ - manchmal auch mit vielen blauen Flecken - mit „Knadeltscher“ für den Abend zubereiten sollten, mit dem „Kokesch“ heimgingen.

Hier sei ein großes Dankeschön an alle unsere Mütter

gesagt, die ihren Ostersonntagnachmittag opferten, um uns das Abendessen vorzubereiten.

Früher wurde bei dem „Kniecht“, der den Hahn „zu Falle brachte“, gegessen und gefeiert. Wir selbst feierten oft im Bad in einer Villa und brauchten nur jemanden, der uns das Essen zubereitete.

Abends trafen wir uns dann zum Feiern und es wurde viel erzählt und gelacht über die „Kniecht“

Jahrgang 1962/1963



und darüber, wie sie ihre „Aufgabe“ gemeistert hatten.

Montags mussten wir wieder in die Arbeit und waren recht müde vom Feiern, aber abends trafen wir uns wieder, um die Reste des Essens zu verspeisen und wieder zu „chefen“, wie wir das nannten. Heute würden wir auch sagen, montags „chillten“ wir eigentlich mehr, als das wir tanzten. Nun hoffe ich, dass vielleicht jemand, der den Artikel liest, mehr zu diesem Brauch sagen kann oder sogar etwas darüber schreibt. Er mag zwar in gewisser Weise „grausam“ gewesen sein und doch war dieser Brauch eine Tradition, welche die Dorfgemeinschaft geprägt hat.

Ich entschuldige mich für alle Fehler, die ich beim Schreiben der sächsischen Wörter gemacht habe. Dabei wird einem bewusst, dass wir unsere Sprache und Dialekte nur gesprochen und nicht geschrieben haben.

Einen lieben Gruß an alle, die meinen Artikel lesen von Elke Depner (geb. Sifft, Nr.88).



Jahrgang 1968

Der Atem der Erde

Hans Hermann

Ein mir bekannter Professor aus Mediasch erzählte mir folgende Begebenheit, die inzwischen lange zurückliegt und aus der Zeit stammt, als die Mediascher noch zu Fuß durch den Wald bis ins Baaßner Bad wanderten. Er selbst habe auf einer dieser Wanderungen einen alten Bauern getroffen, der auf der Wiese sein Vieh hütete. Nicht weit davon entfernt, habe man einen dieser Bohrtürme gesehen, mit denen nach Erdgas gebohrt wurde. In einem kurzen Gespräch zwischen beiden soll der Baaßner Bauer, auf den Bohrturm zeigend, gesagt haben: „Diese holen jetzt der Erde auch noch den Atem heraus!“

Mit dieser humorvollen und zugleich naiv klingenden Bemerkung unseres Landsmannes betitle auch ich meinen Artikel: „Der Atem der Erde“ und beziehe mich damit auf die Erdgas- oder besser Methangasvorkommen (chemische Formel CH₄) auf den Feldern rings um unsere Heimatgemeinde Baaßen.

Aufgrund dieser Erdgasvorkommen waren wir auch Nutznießer dieses Bodenschatzes. Damit wurde geheizt, in den Küchen gekocht und anderweitig Vielfältiges gemacht. Bis zur Einführung des elektrischen Stromes erfolgte auch

die Beleuchtung mit Erdgas. Diese Gasglühlampen hatten es in sich mit ihrem Leuchtkörper. Bei der leichtesten Berührung dieses „Strumpfes“ fiel dessen Asche schon zu Boden und man war im Dunkeln.

Schon als Kinder wussten wir, wie das System mit den Rohren und Gasleitungen funktionierte. Es gab eine unter die Erde gelegte Hauptleitung, ein ziemlich dickes Rohr. Von dieser Hauptleitung gingen dann die Anschlüsse in die einzelnen Häuser.

Eine Truppe von Fachleuten überwachte dieses System der Erdgasleitungen. Sie gingen durch das Dorf mit einer langen Eisenstange, rammten diese tief in den Boden und hielten dann ein brennendes Feuerzeug über das Loch, um zu kontrollieren, ob aus einer eventuell kaputtgegangenen Leitung auch wirklich kein Gas ausströmte. War dies der Fall, wurde aufgegraben und undichte Stellen wurden repariert.

Man könnte also sagen: Alles war unter Kontrolle! Denn man konnte sich ausdenken, welche verheerende Auswirkungen es gehabt hätte, wenn dieses Gas irgendwohin in geschlossene Räume entwichen wäre. War wirklich alles unter Kontrolle?

Es gab in der Gemeinde mehrere Unfälle mit diesem Brennstoff, von denen einer auch unsere

Familie sehr schwer getroffen hatte. Das war am 3. März 1954, ich war damals zwölf Jahre alt. Schon im Februar jenes Jahres bemerkten wir Gasgeruch im Keller. Wir meldeten diese Feststellung der Erdgasbehörde. Man versicherte uns aber, dass unser Gasanschluss nicht durch den Keller ins Haus ginge, sondern außen am Haus hoch und dann erst durch die Mauer ins Haus. Außerdem sagte man, dass der Boden jetzt gefroren sei und man derzeit schlecht aufgraben könne, um die Leitung zu kontrollieren.

Dennoch konnte man erst nachträglich sagen, auf welch tragische Weise sich das Ganze entwickelte. Das Anschlussrohr war von der Hauptleitung bis ans Haus ganz und gar durchgerostet. Das somit ausströmende Gas suchte sich seinen eigenen Weg: zunächst bis an das Haus und von dort durch die Steine des Fundamentes hindurch in den Keller, aus dem mit Gas gefüllten Keller durch eine Falltür nach oben ins vordere Zimmer und von dort ins Wohnzimmer, wo wir schliefen und wohnten.

Als meine Mutter um halb sieben Uhr in der Früh den Ofen anzünden wollte, geschah es: Es gab einen furchterlichen Krach und das ganze Haus flog auseinander, als hätte man eine Bombe gezündet. Die ganze vordere Front des Hauses flog auf die Straße. Auf dem Dach war kein einziger Dachziegel mehr an seinem Platz und das ganze Haus drohte, einzustürzen.

Wir waren zu dritt mittendrin in dieser Feuerhölle. Meine Mutter, meine Uroma und ich. Mutter hatte sehr starke Verbrennungen vor allem an Händen und Füßen, unter denen sie lange schwer zu leiden hatte. Bei mir allerdings war ein großes Wunder geschehen. Ich befand mich in einer sogenannten „Schlaftruhe“ mit einem festen Deckel aus festen Holzbrettern. Dieser Deckel knallte bei der Explosion sofort zu. Das war mein Glück und meine Rettung, denn über mir wurde in die Decke ein großes Loch gerissen und es fielen ganz viele Ziegelsteine vom Dachboden auf den Deckel der Truhe, die mich prompt erschlagen hätten. Diesen ganzen Schutt räumte meine schwer verbrannte Mutter noch vom Deckel weg und holte mich da heraus. Es war alles furchtbar und unbeschreiblich. „Der Atem der Erde“ hatte uns einen schweren Schaden zugefügt.

Ich kann nur von einem großen Wunder sprechen, wie ich das Ganze erlebt und überlebt habe. Ich kann Gott dafür nur danken.

Mitten in solch großer Not haben wir sehr viel Anteilnahme und Hilfe erfahren. In jenem Jahr mussten sich unsere Landsleute immer dies zur Ruine gewordene Haus ansehen. In vielen reifte der Gedanke: Da müssen wir alle gemeinsam ran. Und so geschah es, als im Spätsommer die Arbeit auf den Feldern etwas weniger wurde, kamen viele Leute an einem bestimmten Tag zu uns und man ging mit vereinten Kräften ans Werk. Der vordere Teil des Hauses, der komplett zerstört war, wurde abgetragen und der hintere Teil, wieder befestigt mit Schlüsseln, wurde saniert und einigermaßen wieder hergestellt. Für diesen großartigen Einsatz der Gemeinde bin ich heute noch dankbar, es war ein liebevoller und wertvoller Akt der Nächstenliebe, die man in solchen Notzeiten gut gebrauchen konnte.

Grundsätzlich hat aber „der Atem der Erde“, Methangas genannt, uns Baaßner viel Gutes und viele Vorteile gebracht. Wir mussten nicht mit Axt und Säge in den Wald, um Brennholz zu holen, wie ich das in vielen anderen Gemeinden in der alten Heimat erlebt hatte.

Auch waren die vielen Erdgassonden auf den Feldern um unsere Gemeinde herum eine gute Verdienstmöglichkeit, vor allem für die jungen Männer und Familienväter jener Nachkriegsgeneration damals in den fünfziger Jahren.

Im Ganzen betrachtet, war und ist Erdgas von großem Wert, auch in der Industrie. Es entstanden Wirtschaftszweige, vor allem in der chemischen Industrie, für eine noch spezifiziertere Verwendung dieses Rohstoffes. Inzwischen werden diese Reserven immer knapper und dafür muss auch hierzulande ein immer höherer Preis bezahlt werden.

Prinzipiell durften und dürfen wir uns Baaßner freuen, dass wir mit diesen Erdgasvorkommen auf den Feldern rings um unsere Gemeinde reich gesegnet waren und es noch immer sind.

Bild letzte Seite: Neue Gas-Trocknungsanlage bei Baaßen

Der Neujahrswunsch - „Det Wänschengohn“ Katharina Binder

Es war ein schöner alter Brauch in unserer schönen alten Heimat: das Wünschengehen der Kinder zu ihren Paten am Neujahrsmorgen.

Dieser Brauch war jedoch mit Leistungen verbunden. Die Kinder lernten ihre „Wensch“ auswendig, das war ein ziemliches Pauken! Und die Patentanten mussten fleißig Kekse und "Großkuchenfiguren" backen.

In meiner Kindheit war die Kuchenauswahl nicht besonders groß. Es waren die harten Jahre der Nachkriegszeit. Doch unsere "Goden" (Patentanten) taten alles, um uns Kindern eine Freude zu machen. Die "Großkuchen" – das waren Herzen, Puppen, Engel, gebacken aus einem hellen, etwas festerem Teig. Sie wurden mit einem dunklen Farbstoff bemalt. Das sah ganz hübsch aus. Woraus die Farbe hergestellt wurde, dass weiß ich heute nicht mehr. Es könnten Rote Beete gewesen sein. Auch kleinere Kekse gab es. Äpfel, Nüsse und "Christbaumzuckerchen" gehörten auch dazu. Letztere waren Zuckerbonbons, in Seidenpapier und in buntem Staniol eingepackt. Schokolade – Fehlanzeige! Meine erste Schokolade brachte meine Mutter aus Gera mit. Das war im September 1949. Damals war ich fast acht Jahre alt. Geld gab es keines für den Neujahrswunsch. Ab und zu war ein Taschentuch, ein Paar Strümpfe oder ein Schulheft dabei. Doch wenn ich zu Hause alles auspackte und in Teller sortierte, war die Freude groß. Als Tragetasche diente ein an den Ecken verknotetes Baumwollkopftuch ("en Kartondeach"). Den Neujahrswunsch, mit dem ich als „großes“ Kind, d. h. als Konfirmandin meine Paten begrüßte, habe ich an meine Kinder weitergegeben. Auch heute noch ist er nicht vergessen und hat seine Gültigkeit, seinen Wert nicht verloren. Und hier und heute bringt er meinen lieben Baaßnern meine guten Wünsche zum Neuen Jahr 2014:

„An dieses Jahres ersten Morgen, begrüß ich euch mit froher Lust.

Es wandeln Hoffnungen und Sorgen an diesem Tag in mancher Brust.

Wir fragen uns: Was wird es bringen - dies Jahr aus seinem dunkeln Schoß?

Was trägt die Zeit auf ihren Schwingen? Wie fällt die Zukunft unser Los?

Wird Unglück, Krankheit uns verschonen? Erreicht uns etwa gar der Tod?

Wird Friede in dem Lande wohnen? Kommt Krieg mit aller seiner Not?

So kreuzen heute sich die Fragen. So treten wir ins neue Jahr;

was kommen wird in seinen Tagen, ist keinem Menschen offenbar.

Dem lieben Gott lasst uns vertrauen. Er unser Schicksal weislich lenkt.

Auf seine Güte lasst uns bauen, da er uns so viel Gutes schenkt.

Dies ist der Wunsch in dieser Stunde - ein Zeichen meiner Dankbarkeit;

er ist aus reinem Herzensgrunde, für euch zum Neuen Jahr geweiht."

Im Folgenden möchte ich einiges aus meiner Zeit als Patentante erzählen.

Als konfirmiertes, junges Mädchen durfte ich das Patenamnt übernehmen – und ich habe es gerne getan. Später, als verheiratete Frau, kamen auch die Patenkinder meines Gatten Willi dazu und wir freuten uns immer, wenn ein „neues“ Patenkind hinzukam. Irgendwann waren es dann 21 an der Zahl. Das war ein schönes Gefühl.

Zwischen Weihnachten und Neujahr war das Backen angesagt. Auch wenn diese Vorbereitungen bis tief in die Nacht hineinreichten, habe ich es mit Freude geschafft. Vorfreude auf die strahlenden Kinderaugen am Neujahrsmorgen ließ alle Müdigkeit schwinden. Der sehr gute Lebkuchen gehörte zu den Neuheiten, welche die Zeit mit sich brachte. "Großfiguren", wie Herzen, Sterne, Nikolausmänner waren beliebt. Aus dem gleichen Teig wurden auch kleine Kekse gemacht. Alle wurden vor dem Backen mit Eigelb bestrichen und wenn sie kalt waren, mit Zuckerschäum bemalt. Eine Augenweide! Und ein herrlicher Duft! Ebenfalls aus einem Honigteig wurden kleine Kugeln gerollt und gebacken und dann in Zuckerschäum gewälzt. Das waren die „Pflastersteine“ oder auch "Pfeffernüsse" genannt. Doch das war noch nicht alles. Dazu kamen die guten Butterkekse. Schokolade gab es nicht immer im Handel. Oft habe ich aus Milchpulver, Kakao und Zucker Hausschokolade gemacht. Wenn die

„Backerei“ beendet war, wurden die Päckchen zusammengestellt. In den ersten Jahren meiner Zeit als Patentante gab es noch keine Nylontüten. So kamen alle meine Porzellan- und Glasschüsseln zum Einsatz. In jede Schüssel kam das „Päckchen“ für ein Patenkind. Hinein kamen zum Beispiel 3 bis 4 Äpfel, die mit einem Küchentuch zum Glänzen gebracht wurden, Nüsse - je nach Ernteertrag 8 bis 10 Stück, für die Mädchen ein großes Herz, für die Jungen einen Nikolaus, dann 10 kleine Honigkekse, 10 Butterkekse, 8 bis 10 Pflastersteine und die Schokolade, manchmal auch Bonbons oder Karamellen und schließlich auch etwas Geld. Jetzt konnten sie kommen, alles war bereit!

Für die Patenkinder, die mit ihren Eltern nicht in Baaßen wohnten, kamen die kleinen Gaben per Post. Auch heute noch erinnere ich mich an die Neujahrstage, wenn alle kamen. Erst etwas befangen, dann immer flotter, wurden ihre Wünschchen aufgesagt - und dann das strahlende Lächeln in den Augen! Und schon ging es ab zum nächsten Paten.

In Erinnerung sind mir noch einige Dinge geblieben und ich glaube, es gibt keine Einwände, wenn ich sie hier erzähle.

Etwa drei Jahre alt war er - der Knirps mit den schlaun Augen. Er holte tief Luft und laut und deutlich kam sein Wünschchen:

„Ich bin ein kleiner König. Gebt mir nicht zu wenig.

Lasst mich nicht zu lange stehn, denn ich muss ein Häuschen weiter gehn.“

Es ist lange her. Heute ist er ein gestandener Mann.

Ins Staunen kam ich am Tauftag von Alwin. Durch Schellenberg führt eine viel befahrene Straße. Und da kamen sie – die klugen Kühe. Noch nie hatte ich Kühe gesehen, die so perfekt die Verkehrsregeln beherrschten, am Straßenrand, in Reih und Glied ruhig schreitend, von der Weide her kommend.

An einem schönen Sommermorgen fuhren wir nach Rumes. In der Nacht hatte ein Regenguss den Fahrweg aufgeweicht. In einem mit Schlamm gefüllten Schlagloch steckte unser Gefährt fest. Zu Fuß ging es nun eiligst weiter. Es war der Tauftag von W. H. Zeitlich wurde es knapp, doch noch läutete sie nicht, die Taufglocke. Geschafft! Im Hause unseres „neuen“ Patenkindes ließ ein reich gedeckter Tisch die Strapazen vergessen. Doch, ooh jee!! Vergessen war auch meine Buttercremetorte im Kofferraum des feststeckenden Autos. Ein Traktor befreite den Wagen und die Torte war noch da. Die schöne Verzierung hatte der Sonne nicht standgehalten, trotzdem war sie köstlich.

Abschließend folgt ein Gruß an meine Patenkinder:

„Nun seid ihr alle erwachsen, stolze Eltern, oft schon mit erwachsenen Kindern. Ihr braucht meine Neujahrspäckchen nicht mehr. Doch habe ich euch nicht vergessen. Wo immer ihr eure Nestchen gebaut habt, begleite ich euch mit meinen guten Wünschen.

Gott behüte euch!“

Eure Patentante – Katharina Binder (Nr. 281)

Familienereignisse

*Zum 70. Geburtstag wünschen wir Dir viel Glück,
dass Du schaust zufrieden auf das Vergangene
zurück.*

*Wir wünschen Dir Gelassenheit und Freude
auf all Deinen Wegen,*

Gesundheit, Zufriedenheit und Gottes Segen.

*Begleite ein Herz voller Fröhlichkeit
alle Tage Deiner Lebenszeit.*

*Wünschen Dir von ganzem Herzen: Ehefrau,
Kinder, Enkel- und Urenkelkinder!!!*



Stengel Helmut (Nr. 202)

Jubilare 2013

Wir gratulieren zum 70. Geburtstag / Jahrgang 1943

<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i>Name de Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>
Robert Baier	23	Erika Wagner	211
Regina Moraru, geb. Sifft	61	Helga Györfy, geb. Schuster	219
Helmut Henning	62	Roland Fleischer	225
Ulrike Gunesch, geb. Herberth	92	Adele Pelger, geb. Hermann	247
Albert Binder	121	Hermine Weber(aus Bonnesdorfzugezogen)	251
Hilde Umling	188	Christine Filp, geb. Sifft	262
Stengel Helmut	202	Inge Reuscher, geb. Denndörfer	277
Gustav Bolinthe	206	Renate Hartmann, geb. Thellmann	461

Wir gratulieren zum 75. Geburtstag / Jahrgang 1938

<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i>Name de Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>
Rolf Grasser	3	Katharina Klein, geb. Guist	161
Johann Klein	25	Regina Flagner, geb. Konnerth	212
Johann Melzer	28	Rosina Mayndt, geb. Benn	258
Martin Bökesch	28a	Michael Thellmann	266
Susanna Binder, geb. Stengel	34	Michael Herberth	458
Johann Binder	137	Katharina Spack, geb. Schuller	482
Sara Sienerth	148		

Wir gratulieren zum 80. Geburtstag / Jahrgang 1933

<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i>Name de Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>
Michael Guist	71	Michael Jäger	240
Johann Pelger	81	Johann Kirschner (aus Taterloch zugezogen)	243
Susanna Ziegler, geb. Guist	101	Regina Graef, geb. Hermann	249
Johanna Porime, geb. Bretz	181	Johann Binder	451
Maria Elischer	192	Martin Schuster	482
Mathias Binder	208		

Wir gratulieren zum 85. Geburtstag / Jahrgang 1928

<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i>Name de Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>
Katharina Bolinthe	67	Sara Hirling, geb. Benn	250
Michael Denndörfer (Amerika)	241		

Wir gratulieren herzlich allen Baaßner Landsleuten, die über 85 Jahre alt sind !

<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i><u>Alter</u></i>		<i>Name des Jubilars</i>	<i>Hnr.</i>	<i>Alter</i>
<i>Jahrgang 1927</i>				<i>Jahrgang 1923</i>		
Michael Sifft	59	86 Jahre		Johann Kares	40	90Jahre
Johann Miess	210a	86 Jahre		Katharina Schuller	196	90Jahre
Johanna Klein, geb. Zakel	225	86 Jahre		Sara Kares (verheiratet?)	252	90Jahre
Martin Klein	225	86 Jahre		Mathias Thellmann	449	90Jahre
Elisabeth Bolinth, geb. Wagner	230	86 Jahre				
				<i>Jahrgang 1922</i>		
<i>Jahrgang 1926</i>				Maria Ungar, geb. Schuller	196	91Jahre
Johann Arz	35	87Jahre		Horwath Annemmarthe- Lehrerin		91Jahre
Sara Kinn, geb. Theiss	70	87Jahre		Maria Söhling, geb. Faff	162	91 Jahre
Katharina Kramer, geb. Kinn	70	87 Jahre				
Michael Kenst	182	87Jahre				
Katharina Kohlruss, geb. Müller	192	87Jahre		<i>Jahrgang 1921</i>		
Kahtarina Binder, geb. Bolinth	455	87Jahre		Maria Thellmann, geb.Benn	449	92Jahre
				<i>Jahrgang 1920</i>		
<i>Jahrgang 1925</i>				Katharina Binder, geb. Sifft	88	93Jahre
Johann Hermann	99	88Jahre				
Elisabeth Mieß, geb. Barth	210	88Jahre				
Susanna Kellner, geb. Binder	280	88Jahre		<i>Jahrgang 1919</i>		
Susanna Binder (vun der Bauch)	479	88Jahre		Maria Welter, geb. Bolinth	15	94Jahre
Katharina Schneider, geb.Denndörfer	485	88Jahre				
<i>Jahrgang 1924</i>						
Wilhelm Schulleri	4	89Jahre				
Regina Werner, geb. Sifft	52	89Jahre				
Regina Pelger, geb. Binder	190	89Jahre				
Sara Szekely, geb. Benn	263	89Jahre				
Margarethe Helerea, (Opfermann)	157	89 Jahre				

***All unseren Jubilaren wünschen wir auf diesem Wege nochmals alles Gute zum Geburtstag, vor allem Gesundheit und Zufriedenheit im Kreise unserer Gemeinschaft.
Herzlichst der Vorstand***

Danksagungen unserer Landsleute an unseren Vorstand (Frühjahr/Sommer 2013)

"Ich danke dir, dass du uns immer und über alles in Kenntnis setzt. Aber du weißt ja auch, dass, wenn man etwas gut macht und sich um Dinge kümmert, keiner etwas zu meckern hat. Sehr schön gemacht!" H. P. Kinn (Hnr.254)

"Hast eine gute Sache gemacht. Manche Entscheidungen müssen halt schnell getroffen werden - man kann nicht alle informieren. Mit der Zustimmung wird es auch oft problematisch. Mach so weiter...!" Edi Gregor (Hnr.39)

„Ich möchte Dir und Euch auch einmal antworten und "Danke!" sagen, für die vielen Mails und Nachrichten, die Ihr im Rahmen der H.O.G. an uns Landsleute sendet.

Danke Euch auch dafür, dass Ihr in der alten Heimat, also in Baaßen, so manche Sachwerte erhalten und reparieren lasst, wie zuletzt die Friedhofsmauer am Eingang zum Friedhof. Sicher kann man das auch nur mit der Hilfe aller tun.“
Hans Hermann

„...eine gute Tat und es ist auch schön geworden! Die Methodik ist auch in Ordnung. Wenn Du vorher gefragt hättest, wäre es auch nicht besser geworden. Im Gegenteil – es hätte nur mehr Diskussionen gegeben. Als Vorstand musst du manchmal auch wie ein Unternehmer handeln, wie ein Kapitän auf hoher See. Der fragt auch nicht bei jeder Kursänderung nach, ob es den Matrosen genehm ist. Das Ziel ist das Ziel und nicht der Weg dahin! Wir, die Matrosen, haben Dich gewählt. Also handle wie ein Kapitän. Meinen Segen und meine Zustimmung hast Du.“
Helmuth Welther

„Wir sind ganz deiner Meinung und sind froh, dass das Erscheinungsbild des Eingangs verschönert wurde. So viel besprechen muss man da nicht.
Wenn es gemacht werden muss, ist es umso besser, dass diese Arbeiter gleich zugesagt haben.“
Monika Sifft (Hnr. 261)

"Die ganze Aktion finde ich lobenswert, ja - einfach Spitze!"
Gruß, Erwin Arz (Hnr.243)

„Das war eine sehr gute Entscheidung.
Das Friedhofstor ist wirklich sehr schön geworden. Und zu einem recht günstigen Preis.“
Erika Popescu (geb. Herberth, Hnr. 277)

*** **



***So nehmen wir Abschied und gedenken in aller Stille
unseren lieben Verstorbenen 2013***



*Herr, sei bei uns, wenn wir sterben müssen, wenn Brücken brechen und wenn wir vergehen.
Herr, schweige nicht, wenn wir schweigen müssen; sei selber die Brücke und lass uns bestehen.*

Psalm 90,12

Nr.	Name und Vorname	Hnr.	Alter	Geboren	Verstorben
1.	Michael Guist	91/53	83 Jahre	17.11.1929	19.12.2012
2.	Rosina Kares, geb. Thellmann	98	87 Jahre	27.10.1924	15.05.2012
3.	Katharina Maurer, geb. Binder	277	93 Jahre	10.02.1919	21.12.2012
4.	Johann Kinn	239	74 Jahre	18.04.1938	29.12.2012
5.	Thomas Müller	184	91 Jahre	23.04.1922	09.04.2013
6.	Martin Klein, gestorben in Baassen	231	57 Jahre	19.03.1956	14.06.2013
7.	Peter Tontsch	109	80 Jahre	08.10.1932	30.07.2013
8.	Petra Elke Bolinth	80	33 Jahre	26.01.1980	18.08.2013
9.	Johann Schuster	9	80 Jahre	28.10.1932	25.08.2013
10.	Johann Sifft	37	90 Jahre	04.07.1923	01.09.2013
11.	Susanna Drube, geb. Klein	225	88 Jahre	05.02.1925	16.10.2013
12.	Hans Peter Kinn	254	59 Jahre	24.11.1953	19.10.2013
13.	Daniel Binder	221c	77 Jahre	16.03.1936	01.11.2013
14.	Regina Papa, geb. Schuller	221	87 Jahre	27.09.1926	05.11.2013

Stand 24.11.2013
Eintrag - Michael Hermann

Spendenliste ab 15. November 2012 - 22. November 2013

Name des Spenders	Hausnr. alt	allgemein	Friedhof	Orgel	Almendaten	Kirche	Renovierung Pastorat Baassen	Verstorbene Angehörige
Umling, Horst und Margit - Korrektur 2012	484						150 €	
Anonyme Spende			20 €					
Anonyme Spende		50 €						
Arz, Erwin u. Johanna	243	50 €						
Beer, Ingeborg	484	25 €						
Binder, Helmut	229	20 €						
Binder, Ingo und Melitta	281	35 €						
Binder, Johann	189		20 €					
Binder, Katharina	281	30 €	20 €					
Binder, Michael und Anna	22	40 €						
Binder, Simon und Christine	273	30 €						
Böckesch, Daniel und Wilhelmine	26	20 €						
Bolinth, Albert	169	50 €						
Bolinth, Maria	460	35 €						
Bursen, Helmut und Gerda	21	20 €						
Dendoerfer, Samuel und Waltraut	250	85 €						
Dendörfer, Peter und Anneliese	13		50 €					
Denndörfer, Maria	220	25 €						
Dobonici, Katharina	147	50 €		50 €				
Ehrlich, Hans	257			35 €				
Ehrlich, Michael	259	50 €						
Els-Meltzer Christine	Obert Villa	35 €						
Faff, Peter und Susanna	172	50 €						
Fielker, Christa (geb. Zoppelt)	463		10 €					
Fleischer, Christa	225		25 €					
Fodor, Reinhardt	268	50 €						
Franck, Christine	276	100 €						
Georgescu, Rosina	56		50 €			50 €		
Görlich, Karl	Öster- reich	50 €		50 €				
Graef, Hermann	249	20 €						
Gregor, Eduard	39			100 €				
Guist, Maria	217	15 €						
Guist, Regina	53		150 €					für Verstorbenen Ehegatten Michael
Györfi, Helga	219	10 €						

Name des Spenders	Hausnr. alt	allgemein	Friedhof	Orgel	Almendaten	Kirche	Renovierung Pastorat Baassen	Verstorbene Angehörige
Hamen, Sara	231	15 €						
Hatt, Reinhold und Karin	224	30 €						
Herbert, Johann	277		100 €	100 €		100 €		für verstorbene Ehefrau Johanna
Hermann, Ilse	72	15 €						
Hermann, Michael u. Johanna	244	50 €		50 €				
Hermann, Regina	64		20 €					
Hirling, Sara	250	50 €						
Jäger, Rosina	240	35 €						
Johanna, Seibriger	8		50 €					
Kares, Walter	56	12 €						
Karres, Johann	40		200 €					für verstorbene Ehefrau Sara
Kattner, Britta	281		50 €					
Kenst, Michael	182	20 €						
Kenst, Michael u. Christina	87		25 €					
Kenst, Michael und Susanna	232	15 €						
Kinn Dr.; Michael	492		150 €					in Memoriam Verstorbenen Kinn Johann
Kinn, Dr. Michael	492	50 €						
Kinn, Else und Kinder *	239	200 €						
Kirschner, Johann und Johanna	195		50 €					
Klein, Adelheid	116	50 €						
Klein, Elke	245	100 €						für verstorbenen Ehemann, Klein Kurt
Klein, Martin	225			40 €				
Klein, Michael u. Maria	145	50 €						
Klein, Michael und Erika	231	35 €						
Klein, Michael und Maria	145	50 €						
Klussmann, Edeltraut	109					10 €		
Kosper, Dagmar	14					100 €		
Meister, Gerhild du Otto	81	50 €						
Meyndt, Ernst und Rosina	258	30 €						
Müller, Katharina(geb. Bolinth)	13		30 €					
Ochsenfeld, Johann und Hildegard	108		50 €					
Öhring, Anna	121			100 €	50 €			
Papa, Regina	221	30 €						
Pestritiu, Ioan	38	35 €						

Name des Spenders	Hausnr. alt	allgemein	Friedhof	Orgel	Almenden	Kirche	Renovierung Pastorat Baassen	Verstorbene Angehörige
Polgar-Hermann, Christine	213				15 €			
Popa, Monika	248			50 €				
Ring, Wilhelmine	26	20 €						
Rohr, Anna-Katharina	63	50 €						
Roth, Christa und Andreas	451			50 €				
Roth-Raway, Albert und Rita	95		100 €					
Serban, Susanna	460	15 €						
Sifft, Hans-Peter	37			300 €				für verstorbenen Vater Sifft Johann
Sifft, Hans-Peter u. Inge	37		100 €					
Sifft, Katharina (für Adressbuch)	59	20 €						
Sifft, Michael und Katharina	59	35 €						
Sifft, Susanna	243	20 €						
Spende v. Kirchenführung Baassen				60 €				
Szasz, Erich	223			30 €				
Szekely, Sara(geb. Benn)	263		50 €					
Teutsch, Marianne				25 €		25 €		
Thellmann, Matthias u. Maria	449	50 €						
Thelmann, Michael und Hermine	266	50 €						
Wachsmann, Susanna	236		20 €					
Wagner, Andreas	104	20 €						
Wagner, Harald	211		50 €					
Welter, Helmut u. Christa	15	50 €						
Werner, Ernst u. Marietta	1		20 €					
Wotsch, Hans und Katharina	68	25 €						
Ziegler, Katharina und Günther	90		20 €					
Zoppelt, Friedrich	105	20 €						
Zoppelt, Richard	463	26 €						
Zwygart-Gotterbarm, Maria	43			50 €				
Gesamtspenden		2.268 €	1.430 €	1.090 €	65 €	285 €	150 €	

*** Spende von Kinn Else und Kinder zum Gedenken an den verstorbenen Ehegatten und Vater, Kinn Johann (239**

Erstellt von Anni Binder

Kassenbericht HOG Baaßen vom 15.11.2012 - 22.11.2013, von Anni Binder

Kontostand am 15.11.2012

für Reparatur Orgel	8.244,50 €
Spenden 2013 für Orgel	1.090,00 €
Überweisung an Hermann Binder -Renovierung Orgel-	
1.Abschlagzahlung	- 500,00 €

Kontostand: 22.11.2013 8.834,50 €

Kontostand am 15.11.2012 -Normales Konto: 8.576,33 €

Einnahmen:

Mietgleidsbeiträge 2012	108,00 €
Mitgliedsbeiträge 2013	2.637,00 €
Mitgliedsbeiträge 2014	15,00 €
für Heimatblatt 2012	103,49 €

Spenden:

Allgemein	2.268,00 €
Friedhof	1.430,00 €
Ahnendaten	65,00 €
Renov. Kirche	285,00 €
Summe Spenden:	4.048,00 €

Einnahmen gesamt: 6.896,49 €

Ausgaben:

Restaurierung Eingang Friedhof Baaßen	930,00 €
Entgelt für Jo Eugen- Pflege Friedhof	400,00 €
Einkauf Luft - und Benzinfilter f. Rasenmäher	37,76 €
Einkauf Schnur für Motorsense	17,00 €
Entgelt für Jo Eugen und Helfer für Aufrichten Grabsteine Friedhof Baaßen	250,00 €
Druck des Heimatblattes Ausgabe 10/2012 270 Stück	1.063,86 €
Einkauf Briefmarken und Umschläge für Versendung Baaßner Heimatblatt	391,33 €
Spende Leitstelle Kirchenburgen	100,00 €
Spende für Haus Siebenbürgen in Gundelsheim	20,00 €
Einkauf Kaffee, Schokolade f. Gemeinde Baaßen	163,58 €
Verband D. siebenb.Sachsen	80,00 €
Blumem Egelhof	45,00 €
Auslagen bei Tagung des HOG Verbandes f. Hermann Michael	141,40 €
Kranzspende zum Gedenken an verstorbenen Hans Kinn	100,00 €

Ausgaben gesamt: 3.739,93 €

Kontostand 22.11.2013 11.732,89 €

Gesamtkontostand HOG Baaßen zum 22.11.2013 20.567,39 €

Anschriftenänderungen / Telefonnummern / neue Adressen:

1. Johanna und Erwin Arz (243), Tel. 0871/97491124
2. Inge und Wilhelm Wachsmann (236), Tel. 089/20181793
3. Martha und Reini Fodor (278), Tel. 0911/576613
4. Eduard Wellmann (Baaßen, 104), Tel. 0040744302686
5. Christa und Andreas Roth (451), Tel. 089/43549686
6. Anne und Peter Dendörfer (13), Tel. 089/58929759
7. Binder Michael (189), Hundskapfklingerstr. 11, 72074 Tübingen, Tel. 07071/5027
8. Erika Popescu (184), Metterzimmererstr. 134-1, 74343 Sachsenheim, Tel. 07147/270286
9. Marion und Artur Kamp (236), geb. Hermann, Conrad-Rotenburger-Str. 10, 74321 Bietigheim-Bissingen, Tel. 07142/931434
10. Rita und Albert Raway-Roth (95), Carl- Köttgen- Str. 15, 83301 Traunreuth, Tel. 08669/1306152
11. Katharina Dobonici (147), geb. Binder, Geschwister- Scholl- Str. 9, 55232 Alzey, Tel. 06731/42585
12. Agnetha und Gustav Bolinth (206), geb. Philip, Heimbrunnenstr. 25, 70771 Echterdingen, Tel. 0711/7949130
13. Regina Ludwig, geb. Agnethler (76), Georgenstr. 24A, 86152 Augsburg, Tel. 0821/155175
14. Katharina und Johann Hermann (213), Anemonenstr. 5, 90455 Katzwang, Tel. 09122/8722577
15. Elvine und Michael Mathes (23), geb. Bayer, Brünsteinstr. 3, 85435 Erding, Tel. 08122/95493916
16. Sara Hirling, Tel. 089/89432766
17. Susanna und Peter Faff (172), Bilfingerstr. 73, 71691 Freiberg am Neckar, Tel. 07141/4876278
18. Monika und Peter Faff (172), Lerchenstr. 29, 74172 Neckarsulm, Tel. 07132/4509232
19. Sibylle und Hans Faff (172), Alemannenstr. 27, 74376 Gemmrigheim, Tel. 07143/469155
20. Dorina Bauer, geb. Papa (221), Tel. 09246/980851
21. Sonya Binder (71), Bussardweg 2, 89520 Heidenheim
22. Ilse Maria Wagner (211), Am Witschert 10, Kursana, Zi.247, 57072 Siegen, Tel. 0271/3175247
23. Silke Hermann, Ringstr. 2, 82216 Gernlinden

Bauelemente Verkauf + Montage
Hans Sifft
Alt-und Neubauprofi
Kastnerstr. 36 93099 Mötzing
Tel.+Fax. 09480/938882 Mobil 0177 2873503
e-mail: sifft.moetzing@freenet.de

Fenster
Haustüren
Rollos
aus Holz
Holz-Alu
Kunststoff
Aluminium



Liebe Landsleute,
wir organisieren für Euch auf Wunsch gerne kleine Familienfeiern oder Klassentreffen.
Genießen Sie unsere heimische Küche in einem wunderschönen Ambiente im idyllischen
Schwarzwald.
Wandern im Sommer, sowie skifahren im Winter lassen Sie den Alltag schnell vergessen.

Wir wünschen allen ein "Gesegnetes Weihnachtsfest" und ein "Gesundes Jahr 2013".

Doris und Erwin Schmidt
Enztalstr. 55
75323 Bad Wildbad/Christophshof
Tel.: 07085-7356 oder 1233; Fax 07085-1335

Wichtige Adressen/Anlaufstellen in Mediasch

STADTPFARRAMT

Telefon und Fax: 0269-841962

E-mail: kastellmediasch@yahoo.de

Montag- Freitag: 10-15 Uhr

Vertretung für Baaßen: Pfarrerin Bettina Bija Kenst Tel.: +40735169483

BEZIRKSKONSISTORIUM:

Telefon: 0269-843483; Fax: 0269-844324

E-mail: bezirkmediasch@yahoo.de

Montag-Freitag: 7-15 Uhr

Donnerstag: 10-16 Uhr

Sprechstunden der Pfarrerinnen und Pfarrer: Montag-Freitag, 10-13 Uhr.

Hinweis für das Einsenden von Berichten und Bildern!

Bitte die Berichte nur als einfache Textdatei und die Fotos extra als Bildformat (z.B. jpeg etc.) versenden.

Dies erleichtert die Bearbeitung und garantiert eine gute Bildqualität. Vielen Dank!

Impressum

Das Baaßner Heimatblatt wird im Auftrag der Baaßner Heimatortsgemeinschaft e.V. in Deutschland herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Dieses Blatt dient nur zur Information eines bestimmten Personenkreises und erscheint einmal jährlich.

Verantwortlich für das Heimatblatt: HOG Baaßen e.V.

Anschrift: Michael Hermann * Enzianstr. 4 * 82216 Maisach * Tel.: 08141 392615 * hermannmichael56@gmx.de

Schatzmeisterin: Anna Binder * Münchner Str. 24 * 85276 Hettenhausen * Anna.Binder@OnlineHome.de

Redaktion: Hermann Graef / Korrektur: Christine Graef * Erlbachstr. 21 * 90455 Nürnberg * hergraeaf@gmx.de *

Druck: www.leodruck.com

Für den Inhalt der Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich. Mit der Einsendung erkennt der Verfasser das Recht zur redaktionellen Bearbeitung und Kürzung an.

Das Heimatblatt wird den Mitgliedern der Heimatortsgemeinschaft Baaßen e.V., die ihren Jahresbeitrag geleistet haben, kostenlos zugeschickt. Alle Landsleute und deren Freunde, die nicht Mitglied der HOG Baaßen e.V. sind und das Heimatblatt gerne kaufen möchten, können dieses beim Vorstand anfordern. Die Kosten hierfür betragen 7,00 € plus Versandkosten. Diejenigen, die sich noch in diesem Jahr entscheiden, Mitglied der HOG Baaßen e.V. zu werden und den Beitrag von 15,00 € überweisen, erhalten das Heimatblatt kostenlos zugeschickt.

Fotos u.a. von: Maria Zwygart-Gotterbarm, Fam. Michael Hermann, Sigrid Sifft uva.

Für Beiträge (Texte und Bilder) und Hinweise zu Inhalt und Gestaltung sind wir immer sehr dankbar.

Bankverbindung: Sparkasse Pfaffenhofen

IBAN: DE76 721516500009122060 * Swift-BIC: BYLADEM1PAF

Bitte bei Überweisungen Verwendungszweck, Name und alte Hausnummer angeben!

***Der Vorstand der Heimatortsgemeinschaft Baaßen e.V.
wünscht allen Lesern Frohe Weihnachten und ein Gesundes
Neues Jahr***

Siebenbürgische Einrichtungen
Landmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V.
Karlstraße 100
80335 München
Tel. (089) 2 36 60 90
Internet Adresse: www.siebenbuerger.de

Siebenbürgisch-Sächsische Stiftung e.V.:
Fördert Siebenbürgische Kultur, gewährt Stipendien für Studenten siebenbürgischer Herkunft
Kulturreferat: Tel. (089) 74 34 86-14

Sozialwerk der Siebenbürger Sachsen e.V
Karlstraße 100
80335 München
Tel.: 089/23 66 09-14
Fax: 089/23 66 09-15
sozialwerk@siebenbuerger.de

Siebenbürgische Zeitung
Anzeigenabteilung: Brigitte Wolf
Tel. (089) 23 66 09-21
E-Mail: sbz.anzeigen@siebenbuerger.de